

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
= Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie =
Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

Band: 54 (1968-1969)

Buchbesprechung: Anzeigen und Buchbesprechungen = Avis et comptes rendus = Avvisi
e recensioni

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANZEIGEN UND BUCHBESPRECHUNGEN – AVIS ET COMPTES RENDUS
 AVVISI E RECENSIONI

A. ALLGEMEINES
 GÉNÉRALITÉS – GENERALIA

Hans Krabe, Unsere ältesten Flußnamen. Harrassowitz, Wiesbaden 1964. 123 S., 2 Ausklapptafeln.

In einer knappen und übersichtlichen Darstellung faßt der berufene Kenner in diesem Buch die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen über die alten Gewässerbenennungen Deutschlands und Europas zusammen. Das Kernstück bildet die Behandlung der «alteuropäischen Hydronymie», d. h. jener gemein-westindogermanischen Flußnamengebung, deren Wurzeln bis in das frühe 2. vorchristliche Jahrtausend zurückreichen. Vorausgeschickt ist außer einleitenden Bemerkungen über die Ortsnamenforschung überhaupt ein Überblick über die Schichten der deutsch-germanischen Flußnamen von der Gegenwart bis in die altgermanische Periode. Am Schluß ist je ein Kapitel über keltische Gewässerbezeichnungen und über Namen größerer Flüsse des deutsch-germanischen Bereichs angefügt. Ein ausführliches Register ermöglicht die mühelose Auffindung aller besprochenen Namen. R.

Georg Theodor Schwarz, Archäologische Feldmethode. Anleitung für Heimatforscher, Sammler und angehende Archäologen. Ott Verlag, Thun/München 1967. 220 S., 30 Textabb., 12 Tafeln.

Der Verfasser ist nach seinem Studiengang Altphilologe, betätigt sich aber seit längerer Zeit auf dem Gebiete der praktischen Archäologie. Hier kann er seine erstaunlichen Kenntnisse in Mathematik, Physik usw., die man hinter einem Altphilologen nicht vermutet, und seinen Ideenreichtum gut anwenden. Er kennt sozusagen alle modernen in der Archäologie anwendbaren Materialien. Da wird zum Beispiel gezeigt, wie der Bastler ein Hilfsgerät zu einem Archäologenkompaß selbst herstellen kann, welches ihm erlaubt, Fundstellen im Feld auf weite Distanz genau festzulegen. Nach der vorliegenden Publikation werden vielleicht manche Methoden und Geräte für allein richtig angenommen. Selbstverständlich gibt es Kriterien, denen eine gute Grabung genügen muß. In der Praxis bleibt aber trotzdem ein gewisser Spielraum, um dieses Ziel zu erreichen.

Wer den Verfasser kennt, wird feststellen, daß seine Auslandsaufenthalte und seine persönlichen Grabungserfahrungen unmittelbare Ausgangspunkte für die einzelnen Kapitel darstellen; die geschilderten Arbeitsvorgänge bewegen sich dementsprechend vornehmlich in der römischen Provinzialarchäologie. Manche wünschten sich vielleicht alle sachlichen Angaben aus den persönlichen Erlebnissen des Verfassers herausgelöst. Es hätte vielleicht auch dazu geführt, daß alle Arbeitsvorgänge in ausgleichend ausführlicher Weise beschrie-

ben worden wären. So werden zum Beispiel die Möglichkeiten einer Registrierung mit Lochkarten nur gestreift. Aber abgesehen von meinen kritischen Einwänden vermag das Buch von G. Th. Schwarz die anziehende Vielfältigkeit der Feldarchäologie widerzuspiegeln und dürfte für viele ein willkommenes Handbuch darstellen. Im Anhang findet sich eine Aufzählung der einschlägigen Literatur. Oswald Lüdin

Günter Smolla, Epochen der menschlichen Frühzeit. Karl Alber, Freiburg/München 1967. 168 S., 2 Karten, 2 Tabellen.

Der kurze, gehaltvolle Überblick über die Epochen der menschlichen Frühzeit setzt sich zum Ziel, unser überkommenes enges Geschichtsbild auszuweiten, vor allem in die historische Tiefe, notwendigerweise aber auch in die geographische Breite. Günter Smolla charakterisiert mit wissenschaftlicher Nüchternheit die einzelnen sich oft nur undeutlich voneinander abhebenden Epochen der Frühzeit, setzt sehr vorsichtig die zeitlichen und räumlichen Abgrenzungen, interpretiert für jeden Zeitabschnitt maßgebende Funde nach ihrer Bedeutung und Herkunft und stellt sie in einen größeren Entwicklungszusammenhang.

Das Buch ist für alle jene geschrieben, «denen die Tiefe der Zeit, in die wir zurückzuschauen haben, zu unheimlich, die Mehrzahl der daraus gewonnenen Erkenntnisse zu ungewiß und das Wenige an gesicherten Fakten nicht als wissenschaftswert erscheint». Der Leser wird zum Nachdenken angeregt, er wird neue Maßstäbe gewinnen, um sich in den Tiefen der Zeiten und in der Weite der Räume zurechtzufinden, in denen so vieles geschah und entwickelt wurde, das noch heute in und um uns weiterwirkt. R.

Ernst Wahle, Tradition und Auftrag prähistorischer Forschung. Ausgewählte Abhandlungen als Festgabe zum 75. Geburtstag am 25. Mai 1964. Hrg. von Horst Kirchner. Duncker & Humblot, Berlin 1964. XI, 502 S., Abb.

So klein der dargebotene Ausschnitt aus dem bisher vorliegenden Gesamtwerk von Ernst Wahle auch ist, so darf die nach reiflichem Überlegen getroffene Auswahl dennoch als ein repräsentativer Querschnitt gelten. Fortgelassen wurden lediglich die zahlreichen zumeist aus der denkmalpflegerischen Praxis erwachsenen Arbeiten, die durch die Vorlage neuen Fundstoffs dem Ausbau von prähistorischer Systematik und Quellenkritik dienen wollen; der Fachmann, für den sie vornehmlich geschrieben wurden, wird sie rasch zu finden wissen. Schwerer ist dem Herausgeber der Verzicht auf Wahles Heidelberger Akademieschriften methodologischen und forschungsgeschichtlichen Inhalts gefallen, doch hätte ihr Wiederabdruck die Sammlung in nicht zu vertretender Weise anschwellen lassen. In der Anordnung sollten die inneren Zusammenhänge der verschiedenen hier berücksichtigten Ar-

beitsgebiete E. Wahles möglichst gewahrt bleiben. So ergaben sich drei thematisch geschlossene Gruppen, die als Ganzes den für die Festgabe gewählten Titel Tradition und Auftrag prähistorischer Forschung wohl hinreichend rechtfertigen. (Aus dem Vorwort.)

Geschichte der Forschung: 1. Geschichte der prähistorischen Forschung. 2. Karl Wilhelmi (1786–1857) als Begründer der Altertumsforschung in Süddeutschland. 3. Die Lehrstätte für Frühgeschichte an der Universität Heidelberg. 4. Anthropologie in Heidelberg. Kontinuität und Wandlung in einer wissenschaftlichen Disziplin. 5. Frühgeschichte und Zeitgeschehen.

II. Theorie und Methode: 1. Frühgeschichte als Landesgeschichte. 2. Typologisches und wirklichkeitsnahes Denken in der prähistorischen Forschung. 3. Die Erforschung der prähistorischen Vergangenheit, ihre Tendenzen in Raum und Zeit.

III. Auffassung und Darstellung der prähistorischen Vergangenheit: 1. Besprechung: A. W. Brøgger, Kulturgeschichte des norwegischen Altertums, 1926. 2. Aus den Vorworten zu: Vorgeschichte des deutschen Volkes (1924) und Deutsche Vorzeit (1932, 1952, 1962). 3. Ur- und Frühgeschichte im mitteleuropäischen Raum. 4. Alemannen und Franken. 5. Zur Entstehungsgeschichte Heidelbergs. 6. Die prähistorische Grundlegung der Kulturlandschaft am unteren Neckar.

IV. Bibliographie.

R.

B. URGESCHICHTE PRÉHISTOIRE – PREISTORIA

Rudolf Grabmann/Hansjürgen Müller-Beck, Urgeschichte der Menschheit. Dritte, völlig neubearbeitete und erweiterte Auflage. Kohlhammer, Stuttgart 1967. XVI, 379 S., 145 Abb., 10 Tabellen, 12 Karten, 8 Kunstdrucktafeln.

Grabmanns «Urgeschichte der Menschheit» besitzt als Standardwerk einen festen Platz im archäologischen Schrifttum. Das seit dem Erscheinen der zweiten Auflage (1956) stark angewachsene Quellenmaterial machte eine völlig überarbeitete Neuausgabe wünschenswert. Die Bearbeitung von Hansjürgen Müller-Beck ließ die ursprüngliche Konzeption des Werkes nahezu unverändert. Dennoch wurden viele Abschnitte wegen des im vergangenen Jahrzehnt so reich angefallenen Materials neu gefaßt. Entscheidende Verbesserungen erfuhr das Buch durch eine Neugliederung der Stratigraphie des Eiszeitalters, durch eine revidierte Darstellung zur Abstammungsgeschichte des Menschen und durch die Berücksichtigung zahlreicher neuer Erkenntnisse im archäologischen Teil. Ein neu eingefügtes Kapitel über das Fortleben urgeschichtlicher Wildbeute-Kulturen bis in die Gegenwart löste die frühere gedrängte Übersicht ab. Beibehalten und ergänzt wurde die nützliche Erklärung der Fachausdrücke; die Bibliographie wurde erweitert und auf den neuesten Stand gebracht; ein Teil der Textabbildungen und Tabellen wurde ersetzt. Insgesamt spiegelt diese Neuausgabe den neuesten Kenntnisstand auf dem Gebiet des Paläolithikums wider; sie bietet eine fundierte Einführung in den Bereich der steinzeitlichen Archäologie.

R.

James Mellaart, Çatal Hüyük, Stadt aus der Steinzeit. Neue Entdeckungen der Archäologie, hrsg. von Mortimer Wheeler,

Gustav Lübke Verlag, Bergisch-Gladbach 1967. 296 S., 56 Textabbildungen, 15 Farbtafeln, 121 Schwarzweiß-Tafeln.

Der kleinasiatische Doppelhügel von Çatal Hüyük ist seit den Grabungen von James Mellaart in den Jahren 1961–1963 für die Archäologie von außerordentlicher Bedeutung geworden. Die Grabungsstätte liegt in der südlichen Türkei, inmitten fruchtbaren Weizenlandes des südanatolischen Hochlandes. Die von J. Mellaart geleiteten Untersuchungen führten zur Entdeckung einer großen jungsteinzeitlichen Siedlung, deren Ruinen teilweise überraschend gut erhalten sind und aufsehenerregende Befunde bieten. Die ersten Ergebnisse wurden in Vorberichten in den Anatolian Studies 12, 1962–16, 1966 bekanntgegeben. Im Jahre 1967 folgte in englischer Sprache eine populärwissenschaftliche Darstellung, die jetzt in deutscher Übersetzung in dem hier anzuzeigenden 1. Band der Reihe «Neue Entdeckungen der Archäologie» vorliegt.

Çatal Hüyük bildet einen Doppelhügel. Die bisherigen Untersuchungen beschränkten sich auf den östlichen Hügel, der ein Areal von rund 13 Hektaren bedeckt, 450 m lang und 275 m breit ist. Infolge der stetigen Besiedlung und Neuanlage von Häusern ist der Hügel schließlich bis zu einer Höhe von annähernd 17,5 m über das heutige Niveau der Ebene hinausgewachsen. Eine Sondiergrabung hat bereits Gewißheit erbracht, daß die Besiedlungsschichten sich noch mindestens 4 m unter dieses Niveau erstrecken. Die bis heute erfaßten Kulturhorizonte oder Besiedlungsphasen betragen rund zehn, wobei die noch tiefer gelegenen der künftigen Untersuchung harren. Chronologisch gehören sie durchwegs der jüngeren Steinzeit (Neolithikum) an; die obersten sind stark von Ziegelgruben der Eisenzeit und der hellenistischen Periode durchsetzt.

Die Grabungskampagnen von J. Mellaart konzentrierten sich auf eine Fläche von etwa 40 Aren an der Westböschung des Hügels, wo oberflächliche Indizien ausgedehnte Wohnbauten vermuten ließen. Die Ausgrabung erfolgte in flächenmäßiger Abdeckung der einzelnen Ruinenniveaus. Auf diese Weise gelang es, die Anlage der jeweiligen Bauphasen klar herauszuarbeiten. Teilweise waren die Häuser bis auf die Grundmauern abgetragen und für die nachfolgende Bebauung ausplanert, teils aber standen sie noch in beträchtlicher Höhe aufrecht und boten unerwartete Befunde hinsichtlich der Bautechnik und der Innenausstattung. Sämtliche Gebäude waren aus luftgetrockneten rechteckigen Schlammeiegeln und aus Mörtel errichtet. Kräftige, den Innenwänden vorgesetzte Balkenpfeiler und zahlreiche Latten trugen die schweren Dächer, die mit Rohrbündeln überdeckt und von einer dicken Schlammdecke überzogen waren. Die Wände, Böden und Decken trugen einen Verputz aus feinem, zähem weißem Ton, der mehrfach erneuert wurde. In gewissen Horizonten konnten bis zu 100 und 120 Verputzlagen nachgewiesen werden. Der Ausgräber nimmt an, daß das Neuverputzen der Häuser alljährlich erfolgte, womit sich an Hand der Verputzschichten die Benutzungsdauer ermitteln ließe. Die C-14-Datierungen des organischen Baumaterials sollen diese Ansicht bestätigt haben.

Der großartige Erhaltungszustand der Siedlungsruine gestattet einmalige Einblicke in die Wohnweise der Bewohner von Çatal Hüyük. Alle Häuser sind von rechteckigem Grundriß. Vorratsräume und zusätzliche Kammern finden sich um die Haupträume angeordnet. Entsprechend den Bedürfnissen der einzelnen Bewohner gibt es natürlich Unterschiede in der Größe. Man findet kleinere mit einer Bodenfläche von 11,25 m² bis zu sehr großen mit einer Fläche von 48 m². Das Normalmaß liegt zwischen 25 und 27 m², was Räume von

etwa $6 \times 4,5$ m bedeutet. Einer der charakteristischen Züge sämtlicher Gebäude ist der durch das Dach führende Eingang. Es gab keine ebenerdigen Zugänge. Jedes Haus besaß eine hölzerne Leiter, die vom Dach her in den Hauptraum führte. Die Nebenräume waren nur vom Hauptraum aus über sehr kleine Türöffnungen zugänglich. Eine weitere Besonderheit der Häuser ist, daß sie mehr oder weniger genornt sind. Der zentrale Hauptraum war zugleich Wohn-, Arbeits-, Schlafstätte und Küche. Regelmäßig waren die Herdstellen und Backöfen an der Südwand, wo sich auch der Einstieg vom Dach her und damit die Abzugsöffnung für den Rauch der Herdfeuer befand. Der gleiche Raum enthielt verschiedene Plattformen. Um ein vertieftes und mit einer Matte ausgelegtes Viereck befanden sich vor den der Herdstelle gegenüberliegenden Wänden erhöhte Plattformen. Ihre übliche Anordnung sieht eine kleine quadratische Plattform in der Nordostecke und eine viel größere mit erhöhter Sitzfläche am Südende in nächster Nähe der Herdstelle vor. Der Ausgräber deutet diese, meist mit Einfassungen abgegrenzten Plattformen als Urformen der türkischen Sofas. Sie dienten zum Sitzen, zum Arbeiten und zum Schlafen. Unter diesen Plattformen lagen die Toten begraben, und zwar der Mann unter der kleinen Eckplattform, die Frau unter der weit größeren Hauptplattform. Kinder wurden entweder bei der Frau oder unter den übrigen Plattformen, jedoch nie neben dem Manne bestattet. Dieser Grabungsbefund ist derart sensationell, daß er zu soziologischen Folgerungen reizt, weist er doch auf eine matriarchalisch ausgerichtete Bevölkerung und Gesellschaftsordnung.

An den vielen Erkenntnissen der Grabungen sei hier noch eine herausgegriffen, die unser Wissen über die damaligen religiösen Vorstellungen in ungeahnter Weise bereichern. In den Häusern von Catal Hüyük fanden sich polychrome Wandmalereien. Teils sind es einfache Farbfelder, teils geometrische und naturalistische Motive, die Symbole, Tiere und Menschen, Landschaften und Architektur wiedergeben. Die symbolträchtigen Darstellungen stehen ohne Zweifel mit religiösen Vorstellungen der Bewohner in Beziehung. Neben den Wandmalereien gibt es bemalte Gipsreliefs, die Götter, Tiere oder Tierkörper darstellen, sodann Stierhörner, die in Bänke eingelassen sind, Reihen von Bukranien (Schädel von Opfertieren) sowie zahlreiche kleine Kultstatuetten. In den Reliefs erscheinen vorwiegend Göttinnen in Menschengestalt, wogegen Stiere und Widder das männliche Prinzip vertreten. Die Bilder und Reliefs sind derart reichhaltig, daß die religionsgeschichtliche Forschung unerwartet neues Grundlagenmaterial erhält. Der Verfasser schildert eingehend die einzelnen Motive, deren Sinngehalt noch zu deuten sein wird. Die religiösen Vorstellungen der neolithischen Bewohner von Catal Hüyük kreisen offenbar um eine Muttergöttin als Herrin des Lebens mit einer Götterfamilie (Tochter, Sohn und Vater). Es werden also Göttervorstellungen faßbar, die zusammen mit den Bestattungsbefunden auf ein Fortwirken älterer jungpaläolithischer Religion und Kulttradition schließen lassen. Ähnliches ist auch aus dem Neolithikum Europas bekannt geworden. Daß die religiösen Vorstellungen tief verwurzelt waren und weitertradiert wurden, zeigt ja die Bedeutung einer alten Muttergöttinvorstellung noch in archaischer und klassischer Zeit.

Ein Blick auf die dem Buch beigegebenen Pläne genügt, um zu erkennen, daß der Siedlung von Catal Hüyük eine bauliche Planung zugrundeliegt. Die Gesamt-Konzeption bleibt im allgemeinen durch die verschiedenen Siedlungsphasen hindurch gewahrt. Gewisse Hausgrundrisse halten sich derart an die Ausdehnungen der Vorgängerbauten, wie das nur in

städtischen Anlagen mit eigentumsrechtlichen Verhältnissen der Fall ist. Der Ausgräber bezeichnet denn mit einigem Recht Catal Hüyük als «Stadt der Steinzeit». Schachbrettartig verschachtelt fügen sich die einzelnen Häuser ineinander; jedes hat seine eigenen Grundmauern. Es fällt auch auf, daß die in den ersten Kampagnen freigelegten Komplexe den Charakter eines Wohn-Quartiers haben. Es fehlen z. B. Wirtschaftsräume, Werkstätten und eigentümlicherweise auch Anlagen der Wasserversorgung, was wiederum darauf schließen läßt, daß diese Einrichtungen sich anderswo in der Siedlung befunden haben müssen. Auch dies deutet auf eine über den Einzelnen und deren Familien- oder Sippegemeinschaft hinausgehende Planung hin im Dienste einer größeren Siedlungsgemeinschaft. Erst die vollständige Freilegung der Hügel-siedlung wird mehr Einblicke in die Konzeption und Struktur dieser «Stadt» geben. Das bis jetzt untersuchte Quartier bietet insofern eine Besonderheit, als einzelne Häuser resp. deren Zentralräume eine ausgesprochen kultische Innenausstattung aufweisen; der Ausgräber spricht von «Kultstätten». Auffallend ist, daß solche Kultstätten während der verschiedenen Besiedlungsphasen ihren topographischen Ort beibehalten, ein Zeichen dafür, daß mit einer echten Kontinuität der Bewohner zu rechnen ist. Die Zahl solcher Kultstellen ist derart hoch, und die Inneneinrichtung mit solcher von Wohnhäusern derart identisch, daß es sich nicht um öffentliche, sondern zweifelsohne um private Kultstätten handeln dürfte. J. Mellaart vermutet ein Priesterviertel der Stadt. Es wäre aber durchaus denkbar, daß es sich hier um die zentralen Kultstätten einer matriarchalischen Sippegesellschaft handelt. Das Zahlenverhältnis zwischen Kultstätten und Wohnhäusern ist aufschlußreich: in früher Zeit entfällt eine Kultstätte auf 2–3, in späteren Epochen auf 3–6 Wohnhäuser. Auch die Tatsache, daß in den Kultstätten wie in den Wohnhäusern Plattformen existieren, unter denen wiederum Bestattungen liegen, deutet doch ganz auf Familienkultorte, vielleicht mit einer gewissen Ahnenverehrung. Aber auch hier werden die Rätsel erst mit der weiteren Untersuchung gelöst werden können. Da die Kultstätten durch alle Schichten hindurch während einer größeren Zeitspanne zu verfolgen sind, ergeben sich für die Erforschung der Kulte und ihrer Entwicklung verheißungsvolle Perspektiven.

Von größter Bedeutung ist natürlich, eine genaue Datierung von Catal Hüyük zu erhalten. Nur so kann der archäologische Befund im Rahmen der Weltgeschichte gebührend gewürdigt werden. Der Ausgräber stützt sich insbesondere auf C-14-Datierungen; diese müssen mit archäologischen Methoden und anderen zuverlässigen Datierungsmitteln überprüft und untermauert werden. Auf Grund der Radiokarbon-Daten war Catal Hüyük von ca. 6500–5700 v. Chr. bewohnt. Das ist ein außerordentlich hohes Alter, insbesondere auch hinsichtlich der stadtartigen Struktur der Siedlung. Dieser Zeiteinsatz entspricht in Mitteleuropa der Zeit der mesolithischen Jäger und Sammler, die erst im Verlauf des 3. Jahrtausends den Ackerbau vom Osten her übernahmen! Und was die Stadt-Struktur anbetrifft, so finden sich in Mitteleuropa bekanntlich erst in der keltischen Spätlatènezeit des 1. Jh. v. Chr. stadähnliche Siedlungen.

Catal Hüyük bringt für die Erforschung der jüngeren Steinzeit des Nahen Ostens neues Licht. Wie es heute scheint, gab es in Westasien mindestens drei Hauptzentren, in denen sich nach der Eiszeit frühe Kulturen entwickelten: Die Gebirgszone des Zagros, Palästina mit dem Jordantal sowie die süd-anatolische Hochfläche. Manche Anfänge deuten auf jungpaläolithische Traditionen. Die Bevölkerung dürften Nachkommen jungpaläolithischer Jägerstämme sein, die im 9. und

8. Jahrtausend sesshaft wurden und den Ackerbau sowie die Viehzucht erfanden und entwickelten. Die frühesten Funde von Resten angebauter Pflanzen weisen zwar noch nicht viel über das Jahr 7000 v. Chr. zurück, aber der erreichte Grad der Domestikation und die Vielfalt der Ernteerträge setzen eine lange Vorgeschichte früheren Ackerbaus voraus. Die bisher bekanntesten Fundstellen früher Hochkulturen sind etwa Jericho, Ras Shamra in Nordsyrien, Tell Ramad in Südsyrien, Mersin in Kilikien und Hacilar in Südwestanatolien. Catal Hüyük ist zur fundreichsten Stelle aufgerückt. Der Übergang vom akeramischen mit Körben und Holzgefäßen zum keramischen Neolithikum mit den Anfängen der Töpferei kann hier bestens studiert werden; ebenfalls liegen Zeugnisse für die Anfänge der Metallverarbeitung in Kupfer und Blei vor. Die textile Wollverarbeitung ist voll entwickelt. Zusammen mit den gut erhaltenen Hauskonstruktionen, den Zeugnissen für ein respektables Kunsthandwerk und einer sehr differenzierten Religion erweist sich Catal Hüyük als eine Fundstelle ersten Ranges für das Studium der Menschheitsentwicklung überhaupt.

Rudolf Degen

Kurt Schietzel, Müddersheim, eine Ansiedlung der jüngeren Bandkeramik im Rheinland. Mit einem Beitrag von H. R. Stampfli. Fundamenta, Monographien zur Urgeschichte. Hrg. von H. Schwabedissen, Reihe A, Band 1. Böhlau Verlag, Köln/Graz 1965. XII, 155 S., 25 Abbildungen, 58 Tafeln und 6 Pläne.

Die von H. Schwabedissen herausgegebenen «Fundamenta-Monographien zur Urgeschichte» haben es sich zur Aufgabe gestellt, als Grundlagen-Publikationen geschlossene Materialkomplexe der Forschung zugänglich zu machen. Die älteren Epochen der Urgeschichte sollen dabei in den Vordergrund gestellt werden. Neben der archäologischen Reihe A ist auch eine Reihe B mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen geplant.

Die vorliegende Arbeit über die bandkeramische Siedlung von Müddersheim wurde im Jahre 1961 als Dissertation der Universität Köln vorgelegt und ist danach mit einigen Nachträgen (bis Sommer 1963) versehen worden.

Der Fundort Müddersheim, Kreis Büren in Nordrhein-Westfalen, liegt in der linksrheinischen Lößebene etwa 30 km westlich von Bonn. In vier Grabungskampagnen von 1955 bis 1959 wurde die Siedlungsstelle vom Rheinischen Landesmuseum untersucht.

Die Grabung erfaßte nur einen Teil der Siedlung. Durch Erdbewegungen und durch die Bepflügung des Ackerbodens wurde zudem die ohnehin nur wenig ausgeprägte Kulturschicht zum größten Teil zerstört und bei der Grabung konnte das ehemalige Gelniveau nicht mehr erfaßt werden. Das ermöglichte zwar eine Eintragung der Pfostengruben, jedoch konnten weder horizontal liegende Bauelemente noch Herdstellen und dergleichen sichergestellt werden.

Bei den 13 mehr oder weniger gut erkennbaren Hausgrundrissen konnten zwei grundsätzlich verschiedene Typen erkannt werden. Es sind dies sogenannte Y-Bauten vom Typus Gelsen und Bauten vom Typus Sittard. Die Häuser sind somit sehr gut zu vergleichen mit denen der großen Siedlung von Köln-Lindenthal und den Grundrissen aus neueren niederländischen Grabungen. Die Häuser in Müddersheim sind von Nordwest nach Südost orientiert und weisen sehr unterschiedliche Längenmaße auf. Sie variieren zwischen 6 und 33 Metern. Die meisten dieser Häuser sind flankiert von flachen, langgestreckten Gruben, deren Untersuchung größte Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Es wird unterschieden

zwischen Langgruben, Grubenkomplexen, Kesselgruben und Schachtgruben. Sie dienten mehrheitlich zur Lehmentnahme, sei es für den Hausbau oder für die Töpferei. Erneut wird darauf hingewiesen, daß die sogenannten Grubenkomplexbauten nicht als Wohngruben zu interpretieren sind. Die «Pfostenverfärbungen», die sich gelegentlich an den Rändern dieser Gruben feststellen ließen, deutet der Verfasser als Tiergänge.

Ein zweiter Teil der Monographie behandelt die archäologischen Funde. Die Felsgesteingeräte wurden einer eingehenden petrographischen Untersuchung unterzogen und es konnte die erstaunliche Feststellung gemacht werden, daß nahezu die Hälfte der Geräte aus schlesischem Amphibolit gefertigt wurde. Ein Resultat, das erst richtig beurteilt werden kann, wenn gleichartige Analysen anderer Fundmaterialien vorliegen. Eine Prüfung der Silexmateriale von Müddersheim wies auf eine Herkunft aus dem niederländisch-belgischen Raum. Sehr typisch sind Pfeilspitzen dreieckiger Form mit Randretuschen. Klingen mit Siliciumglanz sind als Erntemesser gedeutet.

Für die Keramik wurde eine Unterteilung in Grob- und Feinkeramik vorgenommen. Es ist nur sehr wenig keramisches Fundmaterial gehoben worden, und es war nicht möglich, ganze Gefäße zusammenzusetzen. Trotzdem läßt sich ersehen, daß die Scherben mehrheitlich von Kümphen stammten.

An Hand der Keramik sind zwei Besiedlungsphasen für Müddersheim zu unterscheiden. Im Vergleich mit niederländischen Befunden erkennen wir eine ältere Phase mit Häusern des Typus Gelsen und eine jüngere Phase mit Bauten des Typus Sittard. Innerhalb der Kultur der Bandkeramik ist die Siedlung in die jüngere Linearbandkeramik zu datieren.

Die Bestimmung der Tierknochenfunde durch H. R. Stampfli zeigt ein leichtes Überwiegen der Haustiere. Unter den Wildtieren sticht der Ur zahlenmäßig hervor. Bei den Haustieren steht das Rind an erster Stelle, dann folgen Schwein, Ziege, Schaf und Hund.

Der Getreidebau läßt sich nachweisen an Hand der gefundenen Mahlsteine, an den Silexklingen mit Siliciumglanz und an wenigen Getreideabdrücken auf Keramik. Nach der Bestimmung durch M. Hopf wurden Einkorn, Nackt- und Spelzgerste angepflanzt.

Den Schluß des Textteiles bilden eine kurze Zusammenfassung und deren Übersetzung in englische, französische und russische Sprache, was ausländischen Wissenschaftlern einen kurzen Überblick über das Werk ermöglicht.

Wenn auch die rein mathematisch-statistische Arbeitsweise bei der Auswertung des Fundmaterials etwas zu sehr in den Vordergrund gerückt wird, so besticht die vorliegende Monographie durch die objektive Darlegung sowohl des Grabungsbefundes wie des archäologischen Fundgutes. Marion Itten

C. FRÜHGESCHICHTE ANTIQUITÉ ET HAUT MOYEN ÂGE ANTICHITÀ E ALTO MEDIO EVO

Rudolf Egger, Das Praetorium als Amtssitz und Quartier römischer Spitzenfunktionäre. Österr. Akademie d. Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, Bd. 250, Abhandlung 4. Böhlau, Wien 1966. 47 S., 9 Abb.

Ein kürzlich von H. Klumbach in der Germania 42, 1964, 59f. veröffentlichter Graffito aus Mainz enthält einen neuen Beleg

für Praetorium als Gebäude. Rudolf Egger, der bekannte Wiener Epigraphiker, nimmt den bescheidenen Fund zum Anlaß, die Bedeutung des Wortes «Praetorium» zu klären. Th. Mommsen hat bereits 1900 folgende Kategorien unterscheiden können: das militärische Hauptquartier der Lager, die Amtswohnung staatlicher Funktionäre außerhalb der Städte, wozu die kaiserliche Villa, die Statthalterresidenz, die Unterkunft der Statthalter auf Reisen gehören, und schließlich die Großvillen der Latifundien.

Der Verfasser beschränkt sich in seiner aufschlußreichen Studie auf die zivilen Praetoria. Er stellt dabei die einschlägigen Stellen des schriftlichen Quellenmaterials kommentierend zusammen. Zuerst folgen diejenigen der Spätantike und des frühen Mittelalters, welche eine Worterklärung nach der sachlichen Seite bieten; als zweite Gruppe schließt der Verfasser Textstellen aus der römischen und als dritte Gruppe solche aus der christlichen Literatur an. Den Abschluß bilden diesbezügliche Inschriften und Papyri.

Rudolf Egger legt übersichtlich dar, was die schriftliche Überlieferung aussagt. Die Quellen differenzieren den Begriff «Praetorium» durch die Beifügung erklärender Adjektive. Sehr oft wird mit dem Praetorium die wichtigste Zivalfunktion der Statthalter, die Gerichtsbarkeit, in Zusammenhang gebracht. Die Praetoria sind offensichtlich Residenzen der römischen Spitzenfunktionäre für die Verrichtung der verschiedensten Amtspflichten (im Gegensatz zu den *Sacra Palatia* für die Kaiser und ihre Familien).

Archäologisch nachzuweisen vermag der Verfasser erst vier: das Praetorium von Köln, das zudem inschriftlich als Praetorium bezeugt ist; sodann das von Aquincum, dessen Befunde ein aufschlußreiches Bild eines solchen Statthalterpalastes bieten. Schließlich interpretiert der Verfasser ausführlich einen in den Jahren 1902 und 1963 angegrabenen Bau in Carnuntum sowie den Triporticus mit Tribunal auf dem Magdalensberg in Kärnten als Praetoria. Rudolf Egger verbindet in meisterhafter Weise archäologische und epigraphische Fakten zu einer eindrucklichen Darstellung des Praetoriums als wichtiger römischer Amtssitz.

Rudolf Degen

Tonio Hölscher, Victoria Romana. Archäologische Untersuchungen zur Geschichte und Wesensart der römischen Siegesgöttin, von den Anfängen bis zum 3. Jh. n. Chr. Hrg. vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 1967. 195 S., 16 Tafeln.

Sieg und militärische Herrschaft spielten im Bewußtsein der Römer und in der Ideologie des römischen Kaisertums als Grundlage des Staates eine große Rolle. Für den römischen Glauben gewannen diese Vorstellungen in der Göttin Victoria Gestalt, die seitdem eines der wichtigsten Motive in der offiziellen Propagandakunst bildete. Ziel der vorliegenden Arbeit ist, ihr Bild aus seinen historischen Bedingungen zu verstehen. Untersucht werden einige besonders aussagekräftige Typen und Motive der Victoria-Darstellung: Victoria auf dem Globus (auch als Attribut von Göttern und Kaisern), ihre Verbindung mit dem Schild, auf dem Siege, Tugenden oder Regierungsperioden des Kaisers gefeiert werden, Victoria mit Waffen und als Wagenlenkerin; ferner verschiedene charakteristische Szenen des römischen repräsentativen Zeremoniells – Triumph, feierlicher Ein- und Auszug, Regierungsjubiläen des Kaisers – und die Rolle der Siegesgöttin dabei.

Aufgrund dieser Einzeluntersuchungen wird versucht, den historischen Wandel des Victoria-Bildes und der Vorstellungen, die sich mit dem Sieg verbanden, in seinen wichtigsten

Stufen bis zum Ende der heidnischen Zeit im Zusammenhang darzustellen. Dabei werden die jeweils verschiedenen Anschauungen über den Sieger, über seine Macht und sein Verhältnis zum Staat, über den Kaiser (in dessen Ideologie die Victoria Augusta eine große Rolle spielt) und sein Verhältnis zur Gottheit sichtbar. Entscheidende Epochen auf diesem Weg sind die späte Republik, der Beginn der Kaiserzeit und die Jahrzehnte des späteren 2. und frühen 3. Jahrhunderts n. Chr.

R.

Herbert Hoffmann und Vera von Claer, Antiker Gold- und Silberschmuck. Katalog mit Untersuchung der Objekte auf technischer Grundlage. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 1968. 256 S., 204 Abb.

Als Ergebnis der Zusammenarbeit eines Archäologen und einer Goldschmiedin entstand ein Buch, in dem vor allem die Technik des antiken Goldschmiedes an Hand von konkreten Beispielen untersucht und erläutert wird. Herbert Hoffmann ist durch seinen 1965 im gleichen Verlag erschienenen Katalog der großen amerikanischen Ausstellung «Greek Gold, Jewelry from the Age of Alexander the Great» bekannt. Die Goldschmiedin Vera von Claer steuerte dem gemeinsamen Unternehmen ihre aus langjähriger handwerklicher Erfahrung erwachsenen Kenntnisse bei. Das sehr ansprechende Buch enthält außer den eingehenden Beschreibungen und wissenschaftlichen Kommentaren des Katalogteils auch ein technisches Glossar.

Selbst der Fachwelt ist wenig bekannt, welche kostbaren Schätze antiken Gold- und Silberschmuckes im hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe verwahrt sind. Der vorliegende Band erscheint als zweiter in einer Reihe von Bestandskatalogen dieses Museums; er enthält über 200 zum Teil sehr bedeutende und überwiegend unpublizierte Beispiele der griechischen, etruskischen und römischen Goldschmiedekunst. An erster Stelle werden kostbare Grabfunde aus Ialysos (ca. 1450–1300 v. Chr.), aus Vulci (spätes 6. bis frühes 5. Jh. v. Chr.), der Gegend von Smyrna (3.–2. Jh. v. Chr.), ein Schatzfund von Palaiokastron (2.–1. Jh. v. Chr.), Totenschmuck aus Südrubland (frühe römische Kaiserzeit) und Palästina (1.–2. Jh. n. Chr.) vorgelegt. Es folgen Halsketten, Anhänger, Armbänder und Ohringe, Fibeln, Ziernadeln und Broschen, Haarspiralen und Fingerringe sowie anderer Schmuck.

R.

Terra Sigillata. La ceramica a rilievo ellenistica e romana. Hrg. vom Istituto della Enciclopedia Italiana. Rom, o. J. (1968). 71 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Es war eine ausgezeichnete Idee der Herausgeber der «Enciclopedia dell'arte antica», einige dort auf verschiedene Bände verteilte aber sachlich zusammengehörige Artikel in einem handlichen kleinen Band für sich herauszubringen. Der Löwenanteil entfällt dabei auf den Artikel «Terra sigillata» (ohne die Arretina) von H. Comfort, der in der Enciclopedia selbst nur in äußerst gekürzter Fassung erschienen ist. In der hier gegebenen Form jedoch ersetzt er den bisher immer als grundlegend angesehenen Artikel desselben Autors in der Realencyclopädie von Pauly-Wissowa, Suppl. VII, von 1940, den Comfort selbst schon seit langem als überholt bezeichnet hat. Die gänzlich neue Fassung ist nun tatsächlich das Beste und Erschöpfendste, was heute zu diesem Thema gesagt werden kann, versehen mit einer außerordentlich reichhaltigen Bibliographie zu jedem einzelnen Teilgebiet. Comfort erweist sich als ein meisterhafter Darsteller der an sich spröden und in den

letzten Jahren vor allem immer komplizierter gewordenen Materie. Die vielen guten Photos von bisher unpublizierten Reliefgefäßen stammen fast alle von den ausgedehnten Museumsreisen des Autors. (Die stereotyp beigegebene Angabe «Foto museo» ist also fast immer unrichtig.)

Die anderen Artikel sind unverändert aus der «Enciclopedia» übernommen. Da ist zunächst der Überblick «Vasi Aretini» von A. Stenico sowie Beschreibungen von 16 einzelnen Töpfen durch den gleichen Autor, der zweifellos der kompetenteste Kenner dieser Gattung ist. Sodann sind beigegeben die beiden kurzen Übersichten «Vasi Megaresi» von M. A. Del Chiaro und «Vasi Otricoli» von E. Paribeni.

Das Buch ist für jeden, der sich mit Sigillaten beschäftigt, nicht nur ein unentbehrliches Hilfsmittel, sondern auch eine höchst anregende Lektüre. Es repräsentiert den neuesten Stand der Forschung und scheut sich daneben nicht, auch strittige Fragen offen zu diskutieren.

E. Ettlinger

Gerold Walser, *Die römischen Straßen in der Schweiz*. 1. Teil, die Meilensteine. Itineraria romana, Beiträge zur Straßengeschichte des römischen Reiches. Heft 1. Kümmerly & Frey, Bern 1967. 112 S.

Die vorliegende Studie ist aus den Arbeiten, die das Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik der Universität Bern zur Herausgabe des Bandes 17 des Corpus Inscriptionum Latinarum unternommen hat, hervorgegangen.

Wir wenden uns zunächst der Pièce de résistance des Buches zu. Ohne Zweifel ist die genaue Vorlage der 50 in der Schweiz gefundenen oder wenigstens urkundlich überlieferten Meilensteine längst ein Desideratum gewesen, das nun aufs schönste erledigt wird. Hier bleiben wirklich kaum Wünsche offen. Jeder einzelne Stein wird genau vorgestellt, wobei nicht nur sein Fundort, sondern, was bis jetzt ja meist fehlte, sein gegenwärtiger Standort festgehalten ist. Auf eine Umzeichnung der Inschrift folgen die Ergänzung, die Umschrift sowie ein Datierungsversuch. Wir vermissen höchstens die Übersetzung.

Geteilter Meinung kann man auch über die Art der Umzeichnung sein, die der Autor selbst zur Diskussion stellt. Daß die Inschrift entgegen den bisher im CIL üblichen Gepflogenheiten in Umzeichnung geboten wird, ist ohne Zweifel nützlich und ein großer Fortschritt. Uns will zunächst scheinen, daß, will man beim (teuern) Kunstdruckpapier bleiben, das vom jetzt gewählten Wege der Autotypie bedingt wird, sich auch das altbewährte System des Papierabklatsches geeignet hätte. Papierabklatsche geben bekanntlich äußerst genau jede Einzelheit des Steines wieder. Sie können photographisch erfaßt werden (Schräglicht usw.). Das hier gewählte Verfahren des Umzeichnens auf eine Transparentfolie mittels Azetontinte ist vermutlich nicht ganz frei von der Gefahr des Hineininterpretierens. Vollends unklar ist uns, warum die Zeichnung in Azetontinte nicht direkt zu einem Strichcliché verarbeitet wird. Das gewählte Fortsetzungsverfahren über eine Photographie vor hellem Hintergrund führt zur Autotypie, deren grauen Rasterhintergrund wir ebenso unschön wie unnötig finden.

Der Vorlage der 50 Meilensteine ist ein längerer Abschnitt über die Provinzzugehörigkeit des Helvetiergebietes vorgesetzt. Es handelt sich um einen Wiederabdruck von Ausführungen, die der Verfasser bereits in der Festschrift für André Piganiol niedergelegt hat. Obwohl sich gewisse Beziehungen zum Problem der Meilensteine ergeben (sie spielen als Quellenmaterial eine gewisse Rolle) wird dieser Abschnitt als Fremdkörper empfunden. Der Verfasser führt in ihm den

Nachweis, daß sich aufgrund des epigraphischen und literarischen Quellenmaterials die Frage nicht mit Sicherheit beantworten läßt. Obwohl bei diesem Problem mit Material aus andern (z. B. archäologischen und numismatischen Quellen) nicht weiterzukommen ist, scheint mit generell gesehen die Beschränkung auf epigraphische und literarische Quellen allein unstatthaft.

In diesem Sinne ist auch die sehr schön ausgearbeitete Straßenkarte, die dem Werke beigelegt ist, eine Beschränkung auf das Literarisch-Epigraphische. Sie bringt nur die römischen Straßen nach der Tabula Peutingeriana und die Fundorte der Meilensteine. Das daraus entstehende Bild ist ebenso lückenhaft wie verwirrend. Da ist z. B. noch die Straße Vindonissa-Rottweil eingezeichnet, deren Bedeutung in früh-römischer Zeit durch das neu gefundene augusteische Legionslager bei Rheinheim-Dangstetten (Rheinübergang!) nun untermauert wird. Das Stück der Jurafußstraße zwischen der Klus von Balsthal und Vindonissa fehlt aber. Der Verfasser hält diese Tatsache zwar fest, ohne sie aber zu diskutieren.

Ähnlich liegen die Verhältnisse im Gebiet der Bündnerpässe, wo die Frage Septimer oder Julier in jüngster Zeit durch die Veröffentlichung der Funde vom Septimer durch H. R. Wiedemer auf überraschende Weise einer Lösung nähergeführt worden ist. Daß neben Splügen und Julier der ebenso leicht zugängliche San Bernardino eine große Rolle gespielt haben muß, hat G. Th. Schwarz durch Geländeforschung im Misox nachgewiesen. Ganz zu schweigen vom Verdacht, der sich uns immer mehr aufdrängt, daß eine weitere Straßenachse über den Albrunpaß, die Grimsel und den Brünig (Villa von Alpnach!) von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen sein könnte. Mit Interesse warten wir hier auf die Vorlage der Resultate, die G. Graeser im Binntal und im Val Devero gewonnen hat.

Mit Spannung warten wir ebenfalls auf Teil 2 der hier zu besprechenden Arbeit, die als Heft 5 der Reihe erscheinen wird und die römischen Straßentrassen und Siedlungen behandeln soll. Bestimmt wird der Verfasser dort zu den eben skizzierten Problemen Stellung nehmen. Nur eine enge Zusammenarbeit aller Sparten und ein gleichzeitiges koordiniertes Ausschöpfen aller Quellen (der epigraphisch-literarischen so gut wie der archäologisch-numismatischen) kann unser Bild von der Schweiz in römischer Zeit weiter aufhellen und abrunden.

Rudolf Fellmann

Robert Fleischer, *Die römischen Bronzen aus Österreich*. Hrg. vom Röm.-Germ. Zentralmuseum Mainz, Verlag Philipp von Zabern, Mainz 1967. 220 S., 3 Karten, 133 Tafeln mit etwa 600 Abb.

Parallel zu der bekannten Reihe von Heinz Menzel *Die römischen Bronzen aus Deutschland* erschien die vorliegende Arbeit mit der ersten zusammenfassenden Behandlung aller in Österreich gefundenen Bronzekleinplastiken. Neben dem Material in den Museen fanden auch zahlreiche in bisher nicht zugänglichen Privatsammlungen verwahrte Statuetten Aufnahme. Eine große Zahl der über 300 vorgelegten Kleinplastiken ist noch nicht veröffentlicht; nur sehr wenige Stücke waren bisher in zeitgemäßer Form beschrieben und abgebildet.

An den Beginn wurde ein allgemeiner Teil, zugleich Einführung und Auswertung, gestellt, der erstmals den Versuch unternimmt, die Bronzen eines größeren geographischen Raumes in den Zusammenhang der provinziäl-römischen Kultur zu stellen, und auch auf die vorrömische Zeit eingeht. Knapp vor der römischen Landnahme spielte der Import von italienischen Votivgaben in das heutige Kärnten eine dominierende

Rolle. Mit dem Beginn der Römerherrschaft setzt die Einfuhr von qualitativ hochwertigen Statuetten aus Italien ein. Die eingeführten Bronzekleinplastiken rufen lokale Nachahmungen hervor, doch bildet sich im österreichischen Donauraum keine große, beherrschende Produktion. Vielmehr ist damit zu rechnen, daß kleinere Werkstätten nebeneinander arbeiten und in erster Linie die lokalen Bedürfnisse decken. Die Statuetten sind ein Gradmesser für die Beliebtheit der einzelnen Götter in verschiedenen Gebieten. In manchen Fällen werden durch die «interpretatio Romana» einheimische Religionsvorstellungen faßbar.

Die Vorlage der Statuetten erfolgt in meist mehreren Photos von Originalgröße. Der Text umfaßt eine erschöpfende Beschreibung, Literaturangaben und Kommentar. Es folgt ein Verzeichnis der nicht zugänglichen und verschollenen Bronzen mit ihren Belegstellen. Vier Register – je ein Sach-, Fundort- und Verwahrungsortregister zum Hauptkatalog sowie ein separates Fundortregister der nicht auffindbaren Bronzen – erleichtern die Benützung des umfangreichen Materials. Die beigelegte Fundkarte gibt die Zahl der an den einzelnen Orten gefundenen Statuetten an.

R.

Peter Salway, *The Frontier People of Roman Britain*. Cambridge Classical Studies. Cambridge und New York: Cambridge University Press, 1965. XX, 286 S., 8 Taf., 2 Faltpläne, 9 Abb. im Text.

Hinter diesem mehr geographisch als ethnographisch zu verstehenden Titel verbirgt sich eine besonders im mittleren Teil mühsam zu lesende Regionalstudie. In einer fünfteiligen Kapitelreihe werden Materialien zusammengetragen, die in irgendeiner Weise über das Vorhandensein von nicht zum Militär gehörenden Personen und Sachen Auskunft geben können.

Mit dem Begriff «frontier region» (Grenzregion, Grenzland gegen den nicht von den Römern besetzten Teil der Insel) meint Salway den Norden Englands nördlich der Linie Scotch Corner–Overborough und den Süden Schottlands bis zum Antoninischen Wall, ein Gebiet, das nach der Ansicht des Autors einen relativ einheitlichen Charakter in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht aufweist; ein besonderes Augenmerk gilt den «Zivilisten» am Hadrianswall.

Nach einem Einleitungskapitel (S. 1–16), das sich vorwiegend mit historischen und geographischen Aspekten und den Definitionen von vicus, canabae und consistentes beschäftigt, folgen im zweiten Kapitel «The people: An analysis» (S. 17–34) Untersuchungen mit direktem Bezug auf diese Zivilbevölkerung; der Bogen spannt sich von Bemerkungen zum Aufkommen der Spezies der Grenzbewohner bis zu Auswirkungen der kaiserlichen Reformen im Nordteil der römischen Provinz Britannia (u. a. «die severischen Reformen», «der Status der Soldatenkinder», «Landzuweisungen an Truppenangehörige»).

Kapitel III (S. 35–164) bringt die Beschreibung von Fundstellen, die jeweils in geographische Einheiten zusammengefaßt sind (z. B. «Hadrianswall», «die Nord-Ost-Region», «Schottland»). Vorangestellt sind die beiden Städte Carlisle-Luguvalium und Corbridge-Corstopitum. Zu den großen Siedlungen ist auf Grund von neueren Ausgrabungen auch Kirkby Thore-Bravoniacum zu rechnen. Als Einleitung zu jedem Fundplatz, der auf irgendeine Weise (Inschriften, Gebäude, Gräber, Hinweise auf Handwerker usw.) Hinweise auf Zivilbevölkerung lieferte, dienen die bisher nur spärlich herangezogenen Berichte der alten «Antiquare» (vom 16. Jh. an aufwärts). Moderne Ausgrabungsberichte, Luftphotographie

und Oberflächenfunde ergänzen das Bild. Eigene Untersuchungen Salways und die Zusammenfassung der in vielen Regionalzeitschriften verstreuten Grabungsberichte sind besonders wichtig.

Um das an Einzelheiten überaus reiche Material überblicken zu können, benötigt der Leser Karten (Ordnance Survey six-inch maps) und viel Geduld, da jeder Platz mit manchmal umständlichen Geländebeschreibungen erklärt wird. Dort hätten vielleicht etwas zusammenfassendere Erklärungen genügt. Es fehlt bisweilen eine präzise orientierende Hilfe in Form von kleinen Plänen. Bei Corbridge werden im Text «site numbers» (etwa Quartiere, Insulae) erwähnt, auf der Falttafel Fig. 5 sucht man sie vergebens. Die Untersuchungsmethode muß notwendigerweise dort versagen, wo aus negativem Befund (keine Spuren von Zivilisten) ein Schluß gezogen wird. Holzbauten, etwa an dem nur kurzzeitig besiedelten antoninischen Wall, hinterlassen erst dann deutliche Spuren, wenn an eine großflächige Freilegung gegangen wird. Bei abschließlicher Betrachtung der Steinmauern des 2. und 3. Jh. außerhalb der Auxiliarkastelle ergibt sich leicht ein schiefes Bild. Der ausharrende Leser wird durch die beiden folgenden Kapitel entschädigt: IV Civil architecture in the frontier region, V The civil settlement and the imperial system. Unter den Begriff der Zivilarchitektur fallen Gebäude (zählen dazu auch Häuser, in denen Angehörige des Kommandanten wohnten?) und Läden, mansiones (offizielle Raststätten), Bäder (auch ein Grenzfall) und Heiligtümer. Alle diese Anlagen befinden sich außerhalb der Kastelle.

Im Kapitel V zeigt Salway sehr gut, wie sich die römische Verwaltung im Laufe von drei Jahrhunderten an die Organisation des Bevölkerungsteiles in der Umgebung der militärischen Niederlassungen machte. Diese Analysen bilden das Beste des Buches.

Einen gewichtigen Teil nimmt der Appendix ein, «Inscriptions and sculptures relating to civilians», ein alphabetisch angeordneter Katalog der Fundstellen, Inschriften und Relieffunde (S. 207–260).

In die Bibliographie (S. 261–274) müssen jetzt noch zwei weitere Werke aufgenommen werden. «Collingwood, Roman Inscriptions of Britain, Vol. I», und «Wilson, D. R., Roman Frontiers of Britain». Ein umfassendes Register findet sich am Schluß des Buches von Salway.

Für übersichtliche Aufteilung und gutes Druckbild verdient das Werk ein hohes Lob.

Drei Querverweise im erklärenden Text des Inschriften-teiles sind zu verbessern. Auf Seite 227, Zeile 8: (39) statt (40), S. 235, Zeile 23: (8) statt (9) und S. 257, Zeile 12, (43) statt (44). Statt Pl. XXXIV S. 167 Anm. 3 richtig: Pl. I S. 167 Anm. 3.

Aus dem Vorwort geht hervor, daß das Manuskript 1961 abgeliefert wurde, der Druck aber erst 1965 erfolgen konnte. Es spricht sehr für Salway, daß er sich nicht mit diesem Hinweis begnügte, sondern so weit wie möglich die fälligen Ergänzungen in Klammern dazusetzte.

Helmut Bender

Rafael von Uslar, *Studien zu frühgeschichtlichen Befestigungen zwischen Nordsee und Alpen*. Beihefte der Bonner Jahrbücher, Band 11. Böhlau Köln/Graz 1964. VIII, 290 S., 96 Textabb., 18 Tafeln mit 32 Abb.

Die Studie R. v. Uslars versucht einen Überblick zu geben, welche Rolle die Wehranlagen in den unruhigen Jahrhunderten von der spätrömischen bis zur ottonischen Zeit, vom 4. bis zum 10. Jahrhundert, gespielt haben. Dazu werden auf Grund typischer Beispiele, unter Beifügung von Plänen und Grabungsfunden, die Wehranlagen nach Grundrißgestaltung

und fortifikatorischen Einzelheiten sowie nach ihrer Bedeutung untersucht. Es ergibt sich ein komplexes Gefüge von Formen und Funktionen, aus dem sich aber doch bestimmte Entwicklungstendenzen herausarbeiten lassen, die in die mittelalterliche Burg einerseits, in die mittelalterliche Stadt andererseits einmünden. Die Wehranlagen, die in der Völkerwanderungszeit nach heutiger Kenntnis nur spärlich vorkommen, nehmen in karolingisch-ottonischer Zeit sprunghaft zu. Unter den vielen Befestigungsanlagen (kartiert sind 356, erwähnt jedoch weit mehr) erwähnt der Autor auch einige schweizerische sehr summarisch: Augst (gemeint ist Kaiseraugst!) – Basel – Genf – Lausanne – Möhlin AG, Riburg (Bürkli) – Olten – St. Gallen (als ehemalige Römerstadt klassiert!) – Sissach BL, Burgenrain und Fluh (vermutungsweise spätrömisch datiert!) – Stammheim ZH – Wahlen BE, Stürmenkopf und Wittnau AG, Wittnauer Horn.

Inhalt: Die Problemstellung. – Der Ausgangspunkt (keltische Oppida und germanische Ringwälle; Römische Lager und Städte). – Befestigungen in spätrömischer Zeit. – Völkerwanderungszeitliche Befestigungen. – Befestigungen der spätmittelalterlichen und frühkarolingischen Zeit. – Befestigungen der spätkarolingischen und ottonischen Zeit. – Allgemeine und besondere Ergebnisse, Rückblick und Ausblick. – Vergleich mit byzantinischen und slawischen Wehranlagen. – Literatur, Register.

R.

Odet Perrin, *Les Burgondes*, Leur histoire, des origines à la fin du premier Royaume (534), Contribution à l'histoire des invasions. Editions de la Baconnière, Neuchâtel 1968. 589 p., 6 cartes.

Les Burgondes, peuplade d'origine scandinave, s'établirent, au Ve siècle, dans les provinces romaines à peu près dépeuplées, qui forment, aujourd'hui, la Savoie et le Haut-Dauphiné, la Suisse occidentale et la Franche-Comté. Ils y sont demeurés, marquant de leur empreinte les populations actuelles de ces régions et de quelques régions circonvoisines.

Leur histoire est demeurée jusqu'à ce jour très fragmentaire. Cette étude en comble les lacunes. Elle éclaire les péripéties de la migration qui les a conduits des rivages de la Baltique aux contrées rhénanes, où ils entrèrent en conflit avec les Alamannes, puis avec les Huns. Leurs démêlés avec ces derniers ont fourni, plus tard, la trame de l'épopée germanique et du Lied des *Nibelungen*. L'auteur nous découvre les étapes de l'établissement pacifique des Burgondes dans les Gaules. Accueillis dans les limites de l'Empire, au début du Ve siècle, en qualité de fédérés, ils furent, tout d'abord, chargés de la garde d'un secteur du Rhin, entre Strasbourg et Andernach. Quand Rome évacua la Rhénanie et replia ses garnisons sur les frontières d'Italie, le général Aetius leur concéda en 443 la Sapaudie «pour qu'ils se la partagent avec les indigènes».

Située à l'orée des cols alpins conduisant des Gaules en Italie, Sapaudie couvrait alors la Savoie et le Haut-Dauphiné. Quinze ans plus tard, l'empereur Majorien agrandit leur territoire en leur concédant la Grande-Séquanais qui englobait l'ancien pays des Helvètes et la Franche-Comté. Ainsi fut constitué le Royaume concédé, qui eut Genève pour cité capitale. Les Burgondes s'y établirent solidement, Rome leur ayant attribué, sur toute son étendue, une fraction de chacun des domaines de l'aristocratie sénatoriale.

Basée sur une connaissance approfondie du Bas-Empire et de tous les textes antérieurs au VIIe siècle se rapportant à l'aventure des Burgondes, cette histoire fourmille de détails inédits d'un grand intérêt. Elle nous aide à comprendre comment l'Europe occidentale est née dans la période dite des

Invasions, de la fusion du monde romain et du monde germano-scandinave. De nombreuses notes de référence et une bibliographie complète des sources grecques et latines de l'histoire des Burgondes complètent cet ouvrage. Six cartes géographiques permettent de situer facilement ces cinq siècles d'histoire.

R.

Bernhard Stettler, *Studien zur Geschichte des oberen Aareraumes im Früh- und Hochmittelalter*. Beiträge zur Thuner Geschichte Band 2. Verlag Stadtkanzlei, Thun 1964. 203 S., 5 Karten, 4 Tafelabb.

Die Tatsache, daß eine solche Reihe im Verlag einer Stadtkanzlei erscheint, zeugt von einer aktiven Kulturpolitik, die Lob und Anerkennung verdient. Der zweite Band dieser Reihe, der das Mittelalter behandelt, stammt aus der Feder von B. Stettler. Damit kommt ein Historiker von kritischer Begabung zum Wort, der es versteht, seine Sache interessant und klar darzustellen.

Im folgenden werden nur jene Themen herausgegriffen, die speziell für die Frühgeschichte von Bedeutung sind. Wenn ich zu diesen Punkten kritisch Stellung nehme, so geschieht dies aus zwei Gründen: erstens, weil durch die konzisen Formulierungen Stettlers die Probleme klar herausgeschält werden und dadurch geradezu den Leser zu einer eigenen Stellungnahme herausfordern und zweitens, um damit unsere Wertschätzung zum Ausdruck zu bringen, auch wenn wir stellenweise anderer Ansicht sind.

Das Burgunder-Problem: B. Stettler verweist verschiedentlich auf H. Zeiss¹, der einmal sagte, daß die tauschierten BA-Beschläge an keine ältere burgundische Handwerkstradition anknüpfen – mit anderen Worten, daß die Tauschiertechnik in der Westschweiz erst im 7. Jahrhundert schlagartig aufträte und daß sich entsprechende Erzeugnisse im Fundgut des 5. und 6. Jahrhunderts in diesem Gebiet nicht finden.

Damit soll offenbar gesagt sein, daß die Reihengräberfelderleute des 5. und 6. Jahrhunderts etwas anderes seien als die Träger der BA-Beschläge des 7. Jahrhunderts, darum könne man bei den letzteren nicht mehr von Burgundern sprechen, sondern nur noch von «Transioren», einer Art romanisch-burgundischer Mischbevölkerung.

Daß seit dem 6. und vor allem im 7. Jahrhundert ein Ausgleich zwischen den ortsansässigen Romanen und den zugewanderten Burgundern stattfand, wurde von meiner Seite nie bestritten, so etwas wäre eine unsachliche Unterstellung. Nein, in den Ansichten gehen wir nur darin auseinander, ob dieser Verschmelzungsprozeß schon um 600 abgeschlossen war oder erst im Verlaufe des 7., 8. Jahrhunderts.

Zurück zum obigen Zitat von H. Zeiss. Wie die beigegebene Verbreitungskarte (Abb. 1) der tauschierten Schnallen des 5. und 6. Jahrhunderts zeigt, liegen diese Funde nirgends so dicht wie gerade im welschen Gebiet. Daß diese frühen Tauschierarbeiten nicht weiter ins Mittelland hineinstreuen, hängt mit dem Ausdehnungsbereich der damaligen burgundischen Besiedlung zusammen. Zur Rechtfertigung von H. Zeiss muß darauf hingewiesen werden, daß es sich zum großen Teil um Neufunde handelt.

Doch nun zum eigentlichen Burgunder-Problem. Hier wäre zunächst einschneidend zu bemerken, daß ein solcher Volksbegriff für den Geschichtsforscher nicht unbedingt den gleichen Gehalt hat wie für den Archäologen. In der schriftlichen Hinterlassenschaft erscheinen solche Begriffe in erster

¹ H. Zeiss, Studien zu den Grabfunden aus dem Burgundenreich an der Rhone, Sitzungsbericht der bayerischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Abteilung 7, 1938, 105.

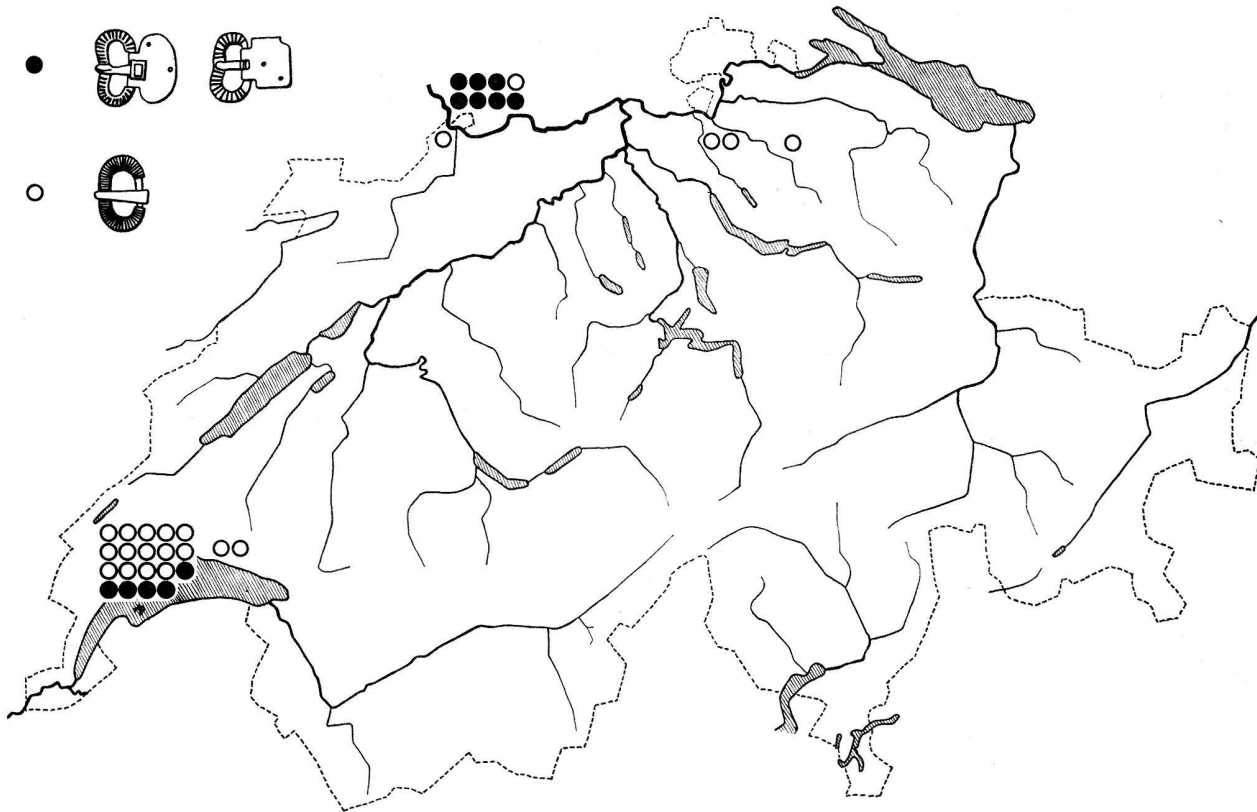


Abb. 1. Streuungskarte der tauschierten Gürtelschnallen des 5. und 6. Jahrhunderts: ● Schnallen mit Beschlägen: Basel-Gotterbarmweg (2 Expl.), Basel-Kleinhüningen (5 Expl.), St. Prex (5 Expl.). ○ einfache Schnallenbügel: Basel-Bernerring (1 Expl.), Basel-Kleinhüningen (1 Expl.), Bülach (2 Expl.), Elgg (1 Expl.), Lausanne-Bel Air (2 Expl.), St. Prex (14 Expl.). Neuerdings auch Liestal (JbSGU 50, 1963, 94, Abb. 39, auf der Karte nicht eingetragen).

Linie als Politikum, in der archäologischen Hinterlassenschaft als Ethnikum. Es wäre falsch, wollte man aus dieser Andersartigkeit, die vom Quellenmaterial her gegeben ist, einen Gegensatz konstruieren. Wer solches tut, hat die Verschiedenartigkeit dieser beiden Forschungsdisziplinen nicht erkannt. Sie müssen viel eher als gegenseitige Ergänzung aufgefaßt werden.

Wie sieht nun B. Stettler das Burgunder-Problem? Ich greife fünf Stellen heraus und nehme anschließend kritisch Stellung.

Zitat 1 (S. 27): «Der Chronist spricht von römischen Grundbesitzern, die sich zu vereinbaren hatten, und einer Gruppe zuziehender Kriegsherren samt ihrem Gefolge. Von kleinen, handlungsfähigen Gruppen ist die Rede, nicht von zwei verschiedenen Bevölkerungen.»

Zitat 2 (S. 30): «Vieles spricht dafür, in den Burgundern ein Herrenvolk, kein Siedlervolk zu sehen.»

Zitat 3 (S. 29): «Man könnte von einem 'Staat germanischer Garnisonen' sprechen.»

² F. Beyerle, *Gesetze der Burgunder*, Germanenrechte 10, 1936.

³ *Historiarum IX*, 28 und 32, R. Buchner, Gregor von Tours: *Zehn Bücher Geschichten*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 2, 1959, 279 und 285. Im übrigen sagt Gregor von Tours II, 9, daß die Burgunder jenseits der Rhone wohnen, wobei er wahrscheinlich das Rhone-Saône-Tal meint. Das «quod adiacit civitate Lugdunense» verstehe ich anders als Buchner, nämlich nicht in der Gegend von Lyon sondern «angrenzend an den Lugdunensischen Gau», im Sinne von oberhalb Lyon. Wichtiger als das erscheint mir der Umstand, daß die Burgunder als «trans habitant» umschrieben werden.

Zitat 4 (S. 30): «Aus einer Vermisch aber der Burgunder mit der Vorbevölkerung ist kein Volksschlag zu erwarten, der in späterer Zeit als typisch 'burgundisch' sich über weite Gebiete hätte verbreiten können.»

Zitat 5 (S. 29): «Aber nicht in der Umgebung von Genf – und erst recht nicht in der Westschweiz – hat das burgundische Reich seine Vollendung gefunden. Hauptgebiet des burgundischen Reiches war der Rhone-Saône-Tal, Mittelpunkt die Stadt Lyon.»

Zu *Zitat 1* verweise ich auf obige, allgemeine Vorbemerkung: Wenn in den schriftlichen Quellen nur von der Herrenschicht die Rede ist, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß kein Volk da sei. Schon die Lex Gundobada entwirft ein wesentlich anderes Bild².

Zu *Zitat 2*: Auch wenn man die Burgunder als Herrenvolk betrachtet, so schließt das im Frühmittelalter keineswegs aus, daß sie auch Siedlervolk sind. Man vergleiche auch hier wieder die Lex Gundobada, besonders die Artikel zur Einquartierung der Burgunder.

Zu *Zitat 3*: Müßte nicht eher von einer spät-römischen Provinz mit barbarischen Schutztruppen gesprochen werden? Interessant wäre zu vernehmen, wo diese «germanischen Garnisonen» zu suchen sind, ob in der Nähe der königlichen Residenzen oder in den Randzonen? (Wenn ich richtig sehe, so liegen die burgundischen Gehöfte längs der wichtigsten Einfallsstraßen in der Randzone. So wurde es möglich, Straßen in relativ kurzer Zeit abzuriegeln. Ähnliches schildert Gregor von Tours³.)

Zu Zitat 4: Daß es im Verlaufe der Zeit zu einer kulturellen Angleichung zwischen den beiden Völkerschaften und damit zu einer Vermischung gekommen ist, wird nicht bestritten. Wichtig ist in diesem Falle, *wann* es dazu gekommen ist. Die Lex Gundobada wird zu Beginn des 6. Jahrhunderts erneuert. Aus der Lex geht deutlich hervor, daß damals die beiden Völkerschaften noch recht streng separiert waren. Der Vermischungsprozeß kann darum frühestens im Verlaufe des 6. Jahrhunderts eingesetzt haben. Nach dem archäologischen Befund, so wie ich ihn deute, war dieser Prozeß im 7. Jahrhundert noch nicht abgeschlossen.

Zu Zitat 5: Die Verlegung der Residenz von Genf nach Lyon ist einer Rochade vergleichbar, die auf dem Schachbrett der hohen Politik in dem Augenblick ausgeführt wird, als der Stern des Avernier Kaisers Avitus erlöscht. Zudem erfolgt dieser Schachzug zumindest im Einverständnis mit dem altingesessenen senatorischen Adel, wenn nicht sogar auf dessen Initiative. Daraus kann unseres Erachtens aber nicht geschlossen werden, daß damals der Hauptharst der Burgunder die Westschweiz geräumt und sich in der Umgebung Lyons niedergelassen habe. Gerade diese Ansicht scheint aber bei B. Stettler zwischen den Zeilen durchzuschimmern.

Und nochmals zurück zu Zitat 4. Was ist unter «typisch burgundisch» zu verstehen? Für das Ohr eines Archäologen tönt so etwas befremdlich, denn für ihn ist der Begriff «Typus» oder «typisch» stets auf den Gegenstand bezogen und nicht auf das Volk. Auch wenn er einen Trachtenbestandteil für «typisch burgundisch» hält, so meint er damit nicht, daß es nun auch einen «typisch burgundischen» Volksschlag gäbe⁴; denn durch die tägliche Beschäftigung mit den Objekten wird dem Archäologen zu augenfällig demonstriert, was alles durch den Sog einer solchen Volksgruppe an Fremdelementen mitgerissen werden kann⁵.

Der Begriff «Transioren»: Seite 73 vertritt Stettler die Ansicht, daß im 7. Jahrhundert im Zusammenhang mit den großen BA-Beschlägen nicht mehr von Burgundern die Rede sein könne, sondern höchstens von den Transioren. Dabei müßte es sich um eine romanisch-burgundische Mischbevölkerung handeln. Geht er da in der Ausdeutung nicht zu weit? Nach meinem Dafürhalten ist der Begriff der Verwaltungssprache entnommen⁶. Es sind damit ganz schlicht jene Leute gemeint, die im transiorenischen Verwaltungsbezirk wohnen; über die ethnische Zusammensetzung seiner Bewohnerschaft ist damit nichts gesagt und will auch nichts gesagt werden.

Ich halte es daher für falsch, wenn B. Stettler den Ausdruck «Transioren» ethnisch ausdeutet in dem Sinne, daß die Westschweiz seit dem späten 6. Jahrhundert von einer einheitlichen romanisch-burgundischen Mischbevölkerung besiedelt gewesen sei. – Der archäologische Befund in diesem Gebiet ist im 7. Jahrhundert auf jeden Fall alles andere als einheitlich, so daß man – wollte man den Begriff «Transioren», den Begriff der Verwaltungssprache, übernehmen – zumindest von «Transioren romanischer Tradition» und «Transioren barbarischer Tradition» sprechen müßte. Hinzu kommt, daß sich in der kontinuierlichen Ausbreitung der Reihengräberfelderleute zwischen dem 6. und 7. Jahrhundert nirgends ein tiefgreifender Einschnitt ablesen läßt.

Das Secreta-Problem: Gregor von Tours nennt die «Iurensis deserti secreta» als Landstreifen, der zwischen den Alamannen und Burgundern liege und zudem an den Avenche-Gau anstoße. Nach meiner Auffassung ist mit den «secreta» nicht der Jura gemeint, sondern eine Einöde *beim* Jura. Nach dem archäologischen Befund müßte sie zwischen Murgenthal und dem großen Moos gesucht werden. In unsachlicher Art macht

nun B. Stettler daraus den gesamten Aareraum einschließlich des linken Aareufers mit Solothurn (S. 57). Daß sich eine solche Absurdität von selber erledigt, dürfte jedermann klar werden; nur ist dadurch der Diskussion um dieses Problem kein Dienst geleistet.

Zur eigentlichen Frage, ob die «secreta» mit dem Jura identisch seien oder ein Landstrich beim Jura, wird nicht Stellung genommen.

Zudem will mir scheinen, daß B. Stettler wieder einmal mehr am reinen Wortbegriff hängen bleibt (S. 58), indem er meint, bei «secreta» und «deserta» handle es sich um total verlassene Gebiete. Soweit ich es überblicke, schließen diese Begriffe bei einem frühmittelalterlichen Chronisten nicht aus, daß noch Reste von Besiedlung vorhanden sind. Man denke z. B. nur an die verschiedenen Reihengräberfelder im Jura selber!

Zum Wangas-Problem: Wenn B. Stettler (S. 66) zu den Ereignissen von 610 schreibt: «Man hat nun aber im Treffen von Wangas einen geschichtlichen Wendepunkt gesehen. Wangas sei der Zusammenprall zweier Völker, der Burgunder und der Alemannen», so gibt er damit eine ältere Auffassung preis, wo er dieses «proelium» als eine entscheidende Wende in der Siedlungsgeschichte sah⁷. Hier vermag er sich vom reinen Wortbegriff «Schlacht» zu lösen und kommt über eine ausführliche und geradezu spannende Betrachtung der Quellentexte zu dieser modifizierten Auffassung, die weit besser ins Geschichtsbild paßt.

In solchen Betrachtungen von unerhörter Präzision liegt die besondere Begabung von B. Stettler. Sie zeugen von einer kritischen Einstellung, die bisweilen soweit gehen kann, daß vom Gegenstand der Betrachtung nichts mehr übrig bleibt, und zwar darum, weil er mitunter bei seinem Bemühen um kritische Sachlichkeit zu sehr im abstrakten Wortgehalt befangen bleibt. Trotz unerhörter Konzentriertheit liest sich seine Arbeit wegen der präzisen Formulierung und des klaren Stils leicht und flüssig. R. Moosbrugger-Leu

Rudolf Moosbrugger-Leu, Die frühmittelalterlichen Gürtelbeschläge der Schweiz. Ein Beitrag zur Geschichte der Besiedlung der Schweiz durch die Burgunder und Alamannen. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz Band 14, hrsg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte. Birkhäuser Verlag, Basel 1967, 215 S., 33 Abb., 14 Verbreitungskarten im Text, 1 Faltbeilage.

Der in gewohnt gediegener Aufmachung sich darbietende Band 14 der «Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz» läßt fast 15 Jahre nach der Bülach-Monographie J. Werners (Band 9) wieder einmal die frühmittelalterliche Archäologie zu Wort kommen. Die Arbeit, die vor zehn Jahren (1957) der Universität Basel als Dissertation vorgelegt worden war und über deren Ergebnisse an anderer Stelle bereits ausführlich berichtet worden ist⁸, hatte sich ursprünglich

⁴ R. v. Uslar, Stämme und Fundgruppen (Bemerkungen zu «Stammesbildung und Verfassung» von R. Wenskus), Germania 43, 1965, 138.

⁵ R. Moosbrugger-Leu, Volks- und Sprachgrenzen in der Schweiz im Frühmittelalter (der archäologische Aspekt), Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 13, 1963, 484.

⁶ R. Moosbrugger-Leu, Die frühmittelalterlichen Gürtelbeschläge der Schweiz, Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz 14, 1967, 139, Anm. 4.

⁷ B. Stettler, Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter, Geschichtlicher Überblick, Jahrbuch des Obergeraues 5, 1962, 60ff.

⁸ Schweiz. Zeitschr. f. Gesch. 13, 1963, 457ff. – Vgl. a. Repertorium der Ur- u. Frühgesch. d. Schweiz 5 (1959) 5ff. u. bes. 21ff.

das Ziel gesteckt, als Ergänzung zu der bereits vorliegenden Literatur über analoge Trachtbestandteile der Burgunder (vor allem Arbeiten von P. Bouffard, O. Tschumi und H. Zeiss) die tauschierten alamannischen Gürtelgarnituren aus der Schweiz nach Werkstattgruppen zu ordnen (S. 19f.: «Zielsetzung»). Indessen erwiesen sich die bisherigen Ordnungsversuche der einschlägigen burgundischen Funde als revisionsbedürftig, so daß auch ihre Neukatalogisierung wünschenswert erschien. Dabei ergab sich, daß die beiden in Umriß und Dimensionen zum Teil so unterschiedlichen Gruppen von Altertümern offenbar in der Verzierung den nämlichen Modestromungen unterworfen waren. Diese wichtige Erkenntnis führte – leider, wie wir sagen müssen – zu einer recht erheblichen Verlagerung des Schwergewichtes der Arbeit: «Es stellte sich nun in erster Linie nicht mehr die Frage nach einer inneren Ordnung des Materials, obwohl dies der Ausgangspunkt war, sondern die Frage nach seinen geschichtlichen Auswertungsmöglichkeiten.» Wie sich zeigen wird, sind vielmehr historische Aspekte nicht ganz ohne Auswirkungen auf die «innere Ordnung» des Fundstoffes geblieben. Dieser stammt samt und sonders aus Gräbern. Siedlungsfunde des frühen Mittelalters sind in der Schweiz offenbar noch seltener als in ihren mitteleuropäischen Nachbarländern.

Ein zweites Kapitel des I. Teiles der Arbeit bringt eine «Stellungnahme zur bisherigen Spezialliteratur» (S. 20–23), die – zugeständenermaßen zu Recht – vielfach erhebliche Vorbehalte anmeldet. Jedoch sollten Pionierleistungen – wie sie beispielsweise die 30 Jahre und mehr zurückliegenden Bemühungen von H. Zeiss nun einmal darstellen – als solche gewürdigt und unvermeidliche Irrwege der Forschung in etwas verbindlicherem Tone aufgezeigt werden.

Die folgenden Abschnitte bringen eine sehr nützliche Klärung der drei wesentlichen Techniken des Tauschierens, Plattierens und Bandierens (S. 23–27) – Begriffe, die in Zukunft einheitlich angewendet werden sollten – und eine Typologie der wichtigsten Gürtelbeschlägformen der Schweiz (S. 27–31), die auch eine einprägsame illustrierte «Charakteristik der Tierstilornamentik» (S. 28ff.) einschließt. Die Beschlägtypen werden in herkömmlicher Weise (wenn auch teilweise in abgewandelter relativer Abfolge) in die Typen B, A, C und D aufgegliedert, über deren Einzelcharakteristika ein Blick auf die Abb. 4 (S. 29) informiert.

«Die relative Chronologie der tauschierten Beschläge Typus B, A und C» (S. 31–34) wird zu einem nicht geringen Teil aus einem unscheinbaren Verzierungsdetail gewonnen, nämlich der Ausführung der Flechtmuster als «Punktband», «Stegband» oder «Linienband» (vgl. die nicht numerierte Abb. auf S. 31 unten), sodann aber auch in längst bewährter Weise aus Verzierungsmotiven (hier reines Flechtband, allenfalls mit einfachen Tierköpfen, dort entwickelte Tierornamentik im Stil II mit ihren Zerfallserscheinungen) und technischen Unterscheidungsmerkmalen (anfangs reine Tauschierung, dann in zunehmendem Maße Plattierung, die schließlich zur Bandierung führt). Diese und andere Kriterien führen den Verf. zur Gliederung in vier Modestufen (vgl. die Faltbeilage), die bei B, A und C-Beschlägen in gleicher Weise auftreten, mit der Einschränkung freilich, daß A-Beschläge erst von der 3. Stufe an belegt sind und B-Beschläge in der 4. Stufe nicht mehr vertreten sind.

⁹ In der folgenden Tabelle werden in () jeweils die Fundzahlen der anderen Schnallentypen angegeben.

¹⁰ Wohl aus diesem Grund wird sie vom Verf. als «Übergangsstufe» bezeichnet (S. 71). – Bei den B/A-Garnituren müßte demgegenüber an einer wesentlich längeren Dauer der Stufe 2 festgehalten werden.

Diese vier Modestufen werden schematisch vier aufeinanderfolgenden Generationen zugewiesen, deren absolute Datierung in einem späteren Kapitel kurz begründet wird. Ein Blick auf die Faltbeilage läßt freilich so erhebliche Übereinstimmungen zwischen den in den beiden älteren Stufen verwendeten Formen und Mustern erkennen, daß deren Eigenständigkeit füglich bezweifelt werden muß. Und selbst die nun tatsächlich augenfälligen Eigentümlichkeiten der 3. Stufe könnten ja in ihrer abweichenden Werkstättenherkunft begründet sein. Leider hat der Verfasser davon abgesehen, durch mengenstatistische Vergleiche und horizontalstratigraphische Versuche die Berechtigung seiner vier Stufen zu überprüfen.

Für die C-Garnituren stehen zu derartigen Versuchen die mehr oder weniger vollständig untersuchten Gräberfelder von Bassecourt, Buchsiten-Oberbuchsiten und Bülach zur Verfügung, für die B- und A-Garnituren die von Bern-Bümpliz I, Fétigny und Lausanne-Bel Air. Nach dem Fundkatalog der hier anzuzeigenden Arbeit ergibt sich folgendes Bild⁹:

Mode-Stufe	1	2	3	4	zus.
Bassecourt	2 (+ 1)	5 (+ 1)	3	–	10 (+ 2)
Buchsiten-Oberbuchsiten	6	2	11	–	19
Bülach	11	1	7	1	20
zusammen:	19 (+ 1)	8 (+ 1)	21	1	
Bümpliz I	3 (+ 1)	11 (+ 1)	6 (+ 3)	– (+ 2)	20 (+ 7)
Fétigny	1	3	4 (+ 2)	5 (+ 3)	13 (+ 5)
Lausanne-Bel Air	3 (+ 1)	3 (+ 3)	2	–	8 (+ 4)
zusammen:	7 (+ 2)	17 (+ 4)	12 (+ 5)	5 (+ 5)	

Es zeigt sich also, daß die einzelnen Stufen im allgemeinen recht ungleichmäßig auf den einzelnen Nekropolen vertreten sind. Bei den B/A-Gräberfeldern Bümpliz I und Fétigny wäre die Aussage der Statistik zwanglos dahingehend zu interpretieren, daß die zur Diskussion stehende Gürtelsitte in beiden Fällen während der 1. Stufe allmählich Mode wurde und sich in Fétigny dann von Stufe zu Stufe zunehmender Beliebtheit erfreute, während sie in Bümpliz wenigstens in den Stufen 2 und 3 recht stark vertreten ist, dort aber – offenbar wegen des Ausklagens der Beigabensitte – die letzte Zeitgruppe nur noch ganz schwach belegt ist. Ähnliches gilt für Lausanne-Bel-Air.

Schwieriger wäre demgegenüber die Interpretation für die beiden C-Friedhöfe Oberbuchsiten und Bülach, wo absoluten Gipfeln in den Stufen 1 und 3 krasse Tiefstände in der Stufe 2 gegenüberstehen. Zumindest für Bülach sind – wie später zu zeigen sein wird – Zufälligkeiten der Fundüberlieferung als Erklärung auszuschließen. So bliebe allein der Ausweg, bei den C-Garnituren für die Modestufe 2 eine wesentlich kürzere absolute Zeitdauer anzunehmen, als für die vorhergehende und die nachfolgende Stufe¹⁰, wenn dem nicht der Befund in Bassecourt (dessen Gräberfeld freilich offenbar recht unsachgemäß untersucht wurde) widerspräche. Auch müßte eine derartige Situation in der Gesamtstatistik zum Ausdruck kommen. Diese stellt sich folgendermaßen dar (vgl. die Tabelle S. 36):

Stufe	1	2	3	4
C-Garnituren	48	38	82	8
B/A-Garnituren	28	51	42	21

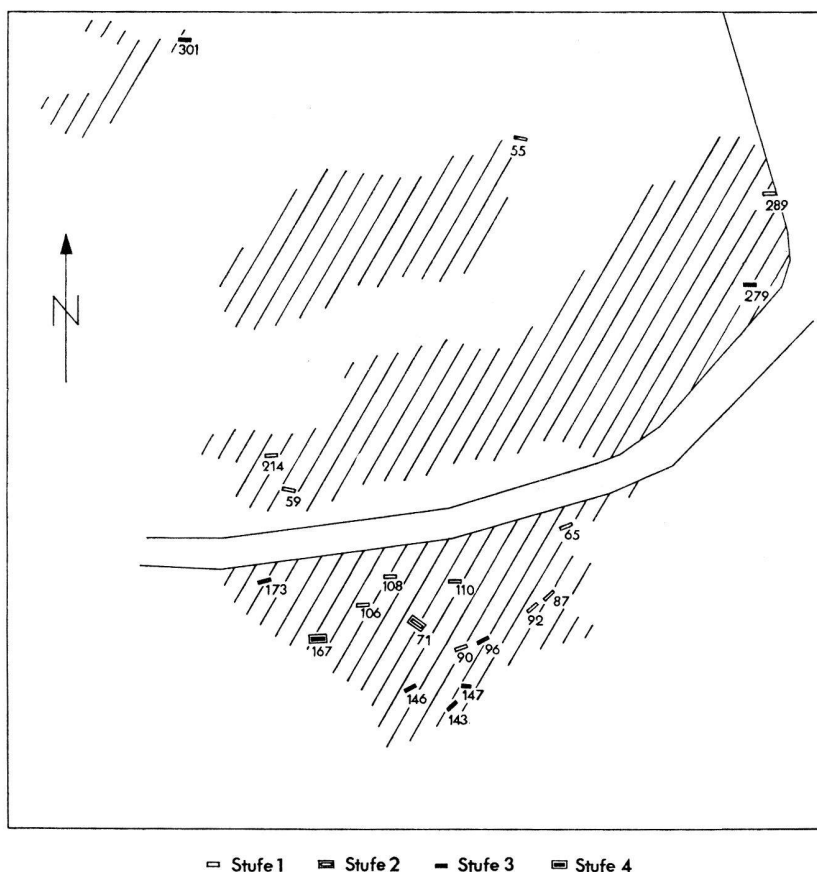


Abb. 1. Bülach ZH. Verbreitung der C-Garnituren im Reihengräberfeld.

Das Bild wird hier wesentlich ausgeglichener, wenn es auch immer noch in der 2. Stufe bei einer Talsohle für die C-Garnituren und einem Gipfel für die B/A-Gruppe bleibt.

Doch wie sieht die Verbreitung der verschiedenen Modestufen innerhalb eines Gräberfeldes aus? Wir wählen für unseren Versuch den C-Friedhof von Bülach (Abb. 1), dessen Belegungsgang durch verschiedene Kartierungen J. Werners bereits kontrollierbar ist¹¹. Die tauschierten Garnituren der Stufe 1 finden sich im Halbkreis angeordnet im südlichsten Teil des Friedhofes, abgesehen von zwei einzelnen Vorkommen im Norden und Nordosten, die aber wiederum in den Randzonen liegen. Der einzige Vertreter der Stufe 2 liegt inmitten des südlichen Verbreitungsgebietes der Stufe 1-Garnituren. Die Belege aus der Stufe 3 dagegen schließen sich unmittelbar südlich an die der Stufe 1 an und belegen dort die äußerste Randzone des Friedhofes, was auch für zwei Funde am Nordwest- und Ostrand des Gräberfeldes gilt und den im Südwesten gelegenen einzigen Vertreter der Modestufe 4.

Die Kartierung der Bülacher Funde beweist – wie bereits die Verbreitungskarte J. Werners zeigt – das nahtlose Anschließen der Modestufe 3 an die Modestufe 1 (die demnach aber auch echte Zeitstufen sind) und macht ebenso deutlich, daß das so gut wie vollständige Ausbleiben der «Modestufe 2» nicht mit Lücken in der Fundüberlieferung zu erklären ist. Denn die nicht untersuchte, durch die Straße Bülach-Nußbaumen belegte Friedhofzone liegt weitgehend außerhalb des Verbreitungsgebietes unserer tauschierten Garnituren.

Beide Kontrollversuche, Statistik wie Horizontalstratigraphie, sprechen demnach dafür, die Eigenständigkeit der Stufen

1 und 2 zu verneinen. Ein neuerlicher statistischer Vergleich ergibt demzufolge dieses Bild¹²:

Stufe	1/2	3	4
C-Garnituren	86	82	8
B/A-Garnituren	79	42	21

Das würde – unter den genannten Prämissen – doch offenbar besagen, daß die Werkstätten, die C-Garnituren herstellten, in den beiden älteren Zeitstufen (1/2 und 3) einen recht gleichmäßigen Ausstoß hatten. Die Produktionsleistungen in der jüngsten Modestufe (4) sind dagegen nicht mehr recht kontrollierbar. Von den acht Fundpunkten liegt nur einer im alleinigen Verbreitungsgebiet der C-Garnituren (Bülach), während alle übrigen aus Gräberfeldern kommen, die auch oder sogar vorwiegend B/A-Garnituren geliefert haben (vgl. Abb. 7). Es müßte demnach erst noch überprüft werden, ob dieses Ausbleiben der späten C-Garnituren auf eine radikale

¹¹ Vgl. J. Werner, Das alamannische Gräberfeld von Bülach (1953) Planbeilage 3. – Beim derzeitigen Publikationsstand ist freilich für den Außenstehenden nicht zu entscheiden, in welchem Umfang horizontalstratigraphische Versuche auch bei anderen Gräberfeldern möglich wären.

¹² Wobei – das kann nicht genug betont werden – unterstellt wird, daß die zeitliche Verbreitung (relativ und absolut chronologisch!) bei den B/A-Garnituren den nämlichen Verlauf genommen hat wie bei den C-Beschlägen. Der Beweis dafür wäre ebenfalls erst noch zu erbringen.

Einschränkung der Produktion zurückzuführen oder – was wahrscheinlicher ist – mit zunehmendem Erlöschen der Beigabensitte auf den C-Friedhöfen bzw. der Aufgabe dieser Gräberfelder überhaupt zu erklären ist. Auf den B/A-Friedhöfen wurde jedenfalls während dieser Modestufe noch in wesentlich stärkerem Umfang mit Gürteln bestattet. Die Garnituren dieser Gruppe sind am zahlreichsten in der ältesten Stufe (1/2) vertreten und reduzieren sich dann von Stufe zu Stufe um etwa 50 Prozent. Wenn man berücksichtigt, daß von Gräberfeldern mit B/A-Beschlägen vielfach auch noch C-Beschläge vorliegen, dann könnte das darauf hindeuten, daß die anscheinend deutlich sichtbare Produktionsabnahme bei den B/A-Garnituren in einem zunehmenden Wandel der «burgundischen» Trachtsitten mitbegründet sein könnte. Es müßten dann freilich die C-Beschläge im Gebiet der B/A-Garnituren wie diese (vgl. unten) – oder doch zumindest teilweise – aus Frauengräbern stammen, was wir beim augenblicklichen Stand der Materialedition freilich nicht zu beurteilen vermögen, und was wohl auch nur bei zusätzlicher Vorlage zuverlässiger anthropologischer Bestimmungen zu klären wäre.

Die unterschiedlichen «Flechtbandmotive» (S. 34–36), die ihre Blütezeit in den beiden angenommenen ersten Stufen (1/2) haben, spielen nach Ansicht des Verfassers nur eine untergeordnete Rolle. Sie werden folglich «nur als Anhängsel der Vollständigkeit wegen» zusammengestellt.

Der II. Hauptteil bringt die katalogmäßige Erfassung der zur Diskussion stehenden Altertümergruppen (S. 39–192), und zwar getrennt nach den einzelnen Typen (B, A, C und Sondergruppen) und innerhalb dieser Einheiten unterteilt nach den angenommenen Zeitstufen, die ihrerseits nach Motivgruppen gegliedert sind. Unter der Rubrik «Sondergruppen» werden u. a. so unterschiedliche Dinge wie die schmalen vierteiligen Gürtelgarnituren und die breiteren dreiteiligen Garnituren mit rundem Beschlag geführt. Die Liste der ersten umfaßt für die gesamte Schweiz nur ganze 21 Nummern. Sie kommen in größeren Gräberfeldern wie Oberbuchsiten oder Bülach, die 19 bzw. 20 C-Garnituren geliefert haben (vgl. oben S. 177), nur zweimal bzw. überhaupt nicht vor. Wenn man dem gegenüberstellt, daß die süddeutschen Alamannenfriedhöfe von Marktoberdorf und Mindelheim aus 36 bzw. 13 (Moosbruggers 3. Stufe weitgehend entsprechenden) Gräbern vierteilige Garnituren geliefert haben, denen jeweils 31 bzw. 13 dreiteilige Ensembles gegenüberstehen¹³ (die im wesentlichen Moosbruggers Stufe 1/2 einzuordnen wären), so

erhellen daraus erstaunliche regionale Trachtunterschiede innerhalb des alamannischen Stammesverbandes der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts, deren regionale Abgrenzung im einzelnen freilich noch ein Desiderat bleibt. Der Vergleich der vierteiligen Garnituren aus der Schweiz erweist deren Uneinheitlichkeit und macht klar, daß sie als Import aus dem süddeutschen Raum aufzufassen sind.

Die C-Garnituren, deren typologische Ordnung hier etwas näher betrachtet werden soll, konnten u. a. wegen ihrer stark differierenden Umrißgestaltung innerhalb der beiden älteren Zeitstufen unabhängig vom Ziermotiv darüber hinaus in vier Untergruppen getrennt werden. Und zwar werden unterschieden:

1. Eine Gruppe der Urtypen. Sie umfaßt «Beschläge mit ausgeprägter Schwalbenschwanzsilhouette und eintauschierten Tierköpfen oder stellvertretendem Dekorationselement».

2. Die Gruppe der Zerfallstypen. Sie beinhaltet «alle Beschläge ..., bei denen entweder die Schwalbenschwanzsilhouette oder das eintauschierte Element weggefallen ist».

3. Die Gruppe der Ableittypen. «Bei diesen Garnituren sind weder die Silhouetten noch die eintauschierten Tierköpfe erhalten geblieben. Allein ihre ganze Machart zeigt deutlich, daß sie sich vom Bülachtyp [= Urtyp] ableiten.» Und schließlich:

4. Die Sondergruppe. In ihr «sind alle Beschläge zusammengefaßt, deren Flechtband am einen Ende aufspringt und zu den Tierköpfen oder zu den Beschlägnieten ausläuft».

Die Beschreibung läßt erwarten, daß zumindest unter der Gruppe 2 («Zerfallstypen») aber vielleicht auch bei der 4. Gruppe («Sondergruppe») recht unterschiedliche Dinge zusammengefaßt sind. Hier spätestens erweist es sich als Mangel, daß bei vorliegender Publikation auf die Beigabe eines Bildteiles verzichtet wurde. Denn – um nur ein Beispiel zu wählen – von den neuen Vertretern der 2. Gruppe der Stufe 1 (S. 69) sind nicht weniger als vier, also nahezu die Hälfte, ohne Abbildungsnachweis geführt, demnach also offensichtlich noch nie irgendwo abgebildet worden. Für den verbleibenden Rest der Gruppe mag unsere Zusammenstellung der Beschlagumrisse (Abb. 2) vor Augen führen, mit welcher unterschiedlichen Formen hier zu rechnen ist.

Anschließend an diesen Teil des Kataloges wird die «Datierung der B-, A- und C-Beschläge» erörtert (S. 103–112), was sich als schwierig erweist, weil sich unter dem gesamten Material aus der Schweiz kein einziges münzdatiertes Grab befindet und überdies die B- und A-Garnituren meist aus Gräbern ohne sonstige Beigaben stammen. Für die zeitliche Ansetzung des Beginns der 1. Stufe verzichtet der Verfasser unter Hinweis auf Arbeiten vor allem von K. Böhner und J. Werner «weitgehend auf die ursprüngliche Beweisführung». Lediglich ein historisches Ereignis wird ergänzend als Stütze angeführt: Eine kriegerische Auseinandersetzung um das Jahr 610 bei *Wangas* (= Wangen bei Bern¹⁴) zwischen den Alamannen (den Trägern der C-Garnituren) und den Burgunden (den Trägern der B/A-Garnituren), bei dem die ersteren die Oberhand behielten. «Die Folgen dieses Ereignisses spiegeln sich in der Streuung der alamannischen C-Beschläge wider. Während die Urtypen – die vielleicht schon zur Zeit der Schlacht getragen worden sind – noch nördlich von Solothurn liegen –, beginnen die Träger der jüngeren C-Beschläge in burgundisches Gebiet längs der Juraseen einzuwandern.» Folglich wird die Grablegung der ältesten C-Beschläge um 624 oder etwas früher angesetzt. «Gleichzeitig bedeutet es, daß der betreffende Ort, wo der Tote bestattet wurde, in diesem Zeitpunkt sein fester Siedlungsraum war.»

¹³ Marktoberdorf: R. Christlein, Das alamannische Reihengräberfeld von Marktoberdorf im Allgäu (1966) 44; Mindelheim: J. Werner, Das alamannische Gräberfeld von Mindelheim (1955), Taf. 46, B 2. – In den süddeutschen Vergleichszahlen sind hier allerdings auch die unverzierten Ensembles und die dreiteiligen Garnituren mit rundem Beschlag enthalten, die uns für Buchsiten nicht vollständig zugänglich sind.

¹⁴ Aus den Erörterungen an anderer Stelle der Arbeit (S. 183) geht freilich hervor, daß die Lokalisierung der Schlacht unsicher ist. Überdies wäre u. E. der Beweis erst noch zu erbringen, daß *Siedlungsnamen* dieser Form bereits im frühen 7. Jahrhundert gebräuchlich waren. In Süddeutschland jedenfalls hat sich m. W. bisher noch nirgends ein -wangen-Ort mit Sicherheit in die Reihengräberzeit datieren lassen. Vgl. H. Dannheimer, Reihengräber und Ortsnamen als Quellen zur frühmittelalterlichen Siedlungsgeschichte Bayerns. In: Aus Bayerns Frühzeit, hrg. von J. Werner (1962) 254 ff. m. Tabellen 1–3; R. Koch, Bodenfunde der Völkerwanderungszeit aus dem Main-Tauber-Gebiet (1967) 111 ff. mit Tabelle 4. Unter diesen Umständen ist es fraglich, ob der Platz der Auseinandersetzung überhaupt bei einem heutigen Dorf mit diesem Namen gesucht werden darf.

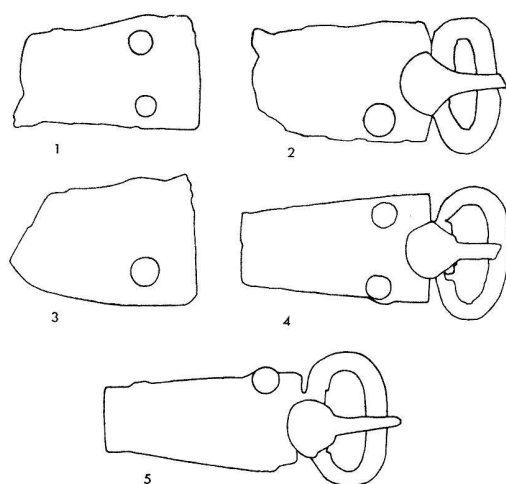


Abb. 2. Umriss von C-Beschlägen der 2. Gruppe («Zerfallstypen») der Zeitstufe 1 nach R. Moosbrugger. 1 Grenchen; 2 Oberbuchsitzen, Grab 86; 3 Bevaix; 4 Bülach, Grab 90; 5 Eiken (nach J. Werner, Bülach Taf. 20, 1; 27, 2; 28, 9a. 10. 11).

Für die Datierung der 4. Stufe (700–725) werden zunächst Belege dafür beigebracht, daß die Reihengräbersitte «um 700» noch nicht allenthalben und endgültig erloschen ist. Ferner wird aus einem nach J. Werner und H. Zeiss um die Jahrhundertwende neu auftretenden Stilmittel (kleinen runden Einlagen mit Almandinen oder farbigem Glas, das bei den letzten Vertretern der 3. Stufe und den ersten Vertretern der 4. Stufe Anwendung fand) geschlossen, daß der Übergang von Stufe 3 zu Stufe 4 entsprechend anzusetzen ist.

An dieser Stelle wird die (von H. Zeiss abweichende) relative Datierung der B/A-Beschläge begründet. Zeiss hatte die A1-Beschläge mit christlichen Symbolen als Prototypen an den Beginn der Entwicklungsreihe gestellt. Indessen kann der Verfasser einleuchtend zeigen, daß die in den Bandierungen eingestanzten Tierornamente (S. 108 Abb. 18) an das Ende der Reihe gehören. Ebenso eingängig ist das Argument, daß die Profilierung der Beschlägränder, die hier ja nicht mehr vom Ornament der Fläche diktiert ist, die Erinnerung an die Randtiere der vorausgehenden Stufe bewahrt (vgl. 109 Abb. 19). – Anschließend werden in einem kurzen Abschnitt die «Wandlung der technischen Details von der 1. Stufe zur 4. Stufe» aufgezeigt (S. 110–112), die vor allem Bügel-, Dorn- und Nietformen betreffen, und in einem weiteren Kapitel «Stilprobleme» erörtert (S. 113–116), wobei besonders darauf hingewiesen wird, daß mit dem Beginn der Stufe 4 ein völlig neues Stilempfinden zu beobachten sei¹⁵. Bemerkenswert ist aber auch, daß die Tierornamentik erst in einem sehr entwickelten Stadium als Dekorationselement der schweizerischen C-Garnituren (und angeblich auch der B/A-Beschläge) Verwendung findet. Hier hätte man gerne gewußt, woher nach Meinung des Verfassers die Impulse stammen. Für das Aufkommen der Beschläge vom Typus A werden starke Einflüsse der C-Garnituren verantwortlich gemacht: trapezförmiger Grundriß der Beschläge, meist profilierte Ränder, gleichgeformte große Gegenbeschläge (im Gegensatz zum B-Typ). Dies wirkt plausibel, zumal wenn man dazu auch die weit südwärts reichende Streuung dieser Bestandteile der C-Tracht bedenkt. Aber wurde auch das Dekorationselement (Tierornament) der Stufe 3 (das ja auch auf B-Beschlägen erscheint) von dieser Seite übernommen? Ein Blick auf die

Faltbeilage zeigt doch erhebliche Qualitätsunterschiede zugunsten der «burgundischen» Arbeiten, so daß man sich das Abhängigkeitsverhältnis in diesem Punkt eher umgekehrt denken möchte (so auch der Verfasser), und demnach auch eine teilweise zeitliche Priorität der entsprechenden «burgundischen» Arbeiten (deren relative und absolute Datierung ja nur aus einem Analogieschluß gewonnen wurde) vorstellen könnte. Erst nach einer Gesamtvorlage der Reihengräberfunde in der Schweiz wird man solche Fragen vielleicht beantworten können.

In einem anschließenden Katalogabschnitt sind die «figürlich verzierten Gürtelbeschläge aus Bronzeß Typ D» zusammengestellt (S. 117–125), wobei sinnvollerweise nach Darstellungsthemen gruppiert ist. Auch hier sind natürlich nicht alle Stücke in Abbildungen zugänglich. Zu diesen Schnallentypen liegen nur selten verlässliche Fundbeobachtungen vor, indessen stammen alle Neufunde aus sonst beigabenlosen Gräbern (S. 125). Dies erschwert natürlich die Datierung (S. 125), die vor allem nach Anklängen der Dornformen an spätrömische Vorbilder teils in das 6. Jahrhundert bzw. u. a. nach den flachen Schildformen für andere Stücke in das 7. Jahrhundert vorgenommen wird.

Ein weiterer Katalogabschnitt ist den Fibeln gewidmet (S. 127–134), der durch die eingangs erwähnte Ausweitung des Arbeitsthemas veranlaßt ist. Nicht zuletzt dank einiger Fibelcorpora (H. Kühn usw.) sind diese Fundgruppen leichter und häufiger in Abbildungen erreichbar als die Bestandteile der Gürteltracht.

Im III. Hauptteil wird die – vorher (S. 36) schon kurz angesprochene – Frage nach den Trägern der unterschiedlichen Schnallengruppen behandelt. Typus B und Typus A belegen, wie die Kartierung (Verbreitungskarten 7 und 8) zeigt, etwa das nämliche Gebiet zwischen Genfersee und Aare-Mittellauf und nordwestlich davon, «das im allgemeinen von der Geschichtsforschung zumindest als burgundisches Hoheitsgebiet betrachtet wird». Beide Schnallentypen stammen meist aus sonst beigabenlosen, jedenfalls aber aus waffenlosen Gräbern. Die seltenen Beifunde weisen auf Frauenbestattungen hin. Der Verfasser wird kaum Widerspruch finden, wenn er diesen Typus B/A einer romanisch durchsetzten burgundischen Bevölkerungsgruppe zuspricht, «in der das burgundische Element immerhin noch so lebendig ist, daß seine Tradition den Bestattungsbrauch bestimmt». Die Garnituren vom Typus C gehören mit Sicherheit zur Männertracht und sind fast in ihrem gesamten Verbreitungsgebiet vielfach mit Waffenbeigabe kombiniert gefunden worden. Da sie «von einem rein alamannischen Siedlungsgebiet ausstrahlen, dürfen sie füglich den Alamannen zugewiesen werden» (S. 140). Dies ist sicher im großen und ganzen richtig, doch darf darauf hingewiesen werden, daß beispielsweise in rein bajuwarischem Siedlungsgebiet östlich des Lech regional offenbar eng begrenzte Vorkommen bestimmter Sonderformen solcher «alamannischer» C-Garnituren zu beobachten sind¹⁶, die wieder einmal zeigen, daß eine bestimmte Trachtsitte nicht unbedingt an eine Stammesgrenze gebunden ist.

Die Schnallen vom Typ D endlich wurden schon bisher (H. Zeiss) meist als Produkte romanischer Werkstätten gedeutet, indessen sah man in ihren archäologisch faßbaren Trägern doch wohl im allgemeinen Germanen. Der Verfasser

¹⁵ Hier wäre darauf zu verweisen, daß parallel dazu ja auch beim Edelmetallschmuck neue Stilmittel angewendet wurden. Vgl. dazu z. B. H. Bott, Bajuwarischer Schmuck der Agilolfingerzeit (1952) 62 ff.

¹⁶ Vgl. etwa H. Dannheimer, Epolding-Mühlthal (1968) 19 ff. Abb. 2 u. 3.

bringt durch Analysierung technischer wie formenkundlicher Details nun auch stichhaltige Argumente für ihre Ableitung aus spätrömischen Erzeugnissen bei und zeigt, daß erst bei den jüngeren Formen im 7. Jahrhundert germanische Einflüsse (an Dornformen und Details der Verzierung) zu beobachten sind. Darüber hinaus hält er aber ihre Träger für Romanen, die nur dort für uns faßbar werden, wo sie unter germanischem (burgundischem) Einfluß barbarische Bestattungssitten übernommen haben¹⁷. Dies ist gewiß eine Möglichkeit der Interpretation, die zudem einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit auch deshalb für sich beanspruchen darf, weil die wenigen anthropologischen Bestimmungen von D-Bestattungen ebenfalls in diese Richtung weisen. Vor allem aber wäre (und das gilt in gleichem Maße auch für die B/A-Gräberfelder, aber auch für eine siedlungsgeschichtliche Auswertung der frühmittelalterlichen Reihengräberfelder überhaupt) in dieser Frage die topographische Situation der einzelnen Friedhofsfundstellen zu berücksichtigen gewesen. A. Grenier hat am Beispiel von Massogny – dem antiken *fundus Maximiacus* – das spätrömische Siedlungswesen am Südufer des Genfersees dargestellt¹⁸ und darauf hingewiesen, daß in unmittelbarer Nachbarschaft der römischen Villa der hier doch sicher von Romanen angelegte Friedhof des frühen Mittelalters gefunden worden sei¹⁹. Wir werden kaum fehlgehen in der Annahme, daß die Verhältnisse nördlich des Sees nicht anders gewesen sein werden, doch müßte die Situation eben von Fall zu Fall überprüft werden. – Es sei zur Frage der Träger der D-Schnallen abschließend jedenfalls nicht verschwiegen (was die Problematik der Auswertung archäologischer Fundkarten ein weiteres Mal erhellt), daß die Verbreitungskarte der fraglichen Gürteltracht (S. 197) vorläufig auch anders gedeutet werden könnte: Nämlich, daß sie das Absatzgebiet einer oder mehrerer Werkstätten wiedergibt, die in Konkurrenz zu den Produktionsstätten der B- und A-Garnituren standen, und daß die archäologisch *faßbaren* Träger demnach doch im wesentlichen Germanen (Burgunder) gewesen wären, wenn wir das auch beileibe nicht für wahrscheinlich halten möchten.

Der IV. Hauptteil der Arbeit (S. 155–206) ist endlich dem Hauptanliegen des Verfassers, der Auswertung der Bodenfunde für die Geschichte der Schweiz im frühen Mittelalter gewidmet. Dabei werden für die einzelnen Abschnitte die meist recht spärlichen literarischen Nachrichten archäologischen Fundkarten und ihrer Interpretation gegenübergestellt. Eindrucksvolle Kartierungen zeigen, wie die germanische Besiedlung vom 5. Jahrhundert an (S. 161 Karte 2) in den Randgebieten am Genfersee bzw. am Rheinknie bei Basel faßbar wird, im 6. Jahrhundert immer mehr an Boden gewinnt (S. 168 Karte 3, S. 169 Karte 4), um im 7. Jahrhundert das gesamte Schweizer Mittelland zu durchdringen (S. 184ff. Karten 5–11).

Man mag dagegen einwenden, daß ein derartiges Unter-

nehmen beim augenblicklichen Publikationsstand der archäologischen Materialien noch etwas verfrüht erscheint, auch wenn man dem Verfasser gerne glaubt, daß ihm «das ganze schweizerische Fundmaterial vertraut ist» (S. 10 Anm. 1). Wir wollen uns – im Sinne der archäologischen Themenstellung des Werkes (Gürtelbeschläge!) – darauf beschränken, die Verbreitungskarten für das 7. Jahrhundert etwas näher zu betrachten.

Zunächst ist daran zu erinnern, daß eine Zweiteilung der älteren Beschläggruppen nicht gerechtfertigt erscheint. Eine Neukartierung der beiden wesentlichsten gleichzeitigen Formen der älteren C-Garnituren des sogenannten «Urtyps», den wir neutraler doch wieder «Typ Bülach» nennen möchten, und des «Ableittyps», der besser «Typ Bassecourt/Buchsiten» genannt werden sollte, zeigt für die ersteren das bekannte Schwergewicht der Verbreitung in Bülach und seiner nächsten Umgebung mit Ausstreitung auf das Gebiet westlich der unteren Aare (Abb. 3). In den Gräberfeldern von Bassecourt und Buchsiten sind solche Garnituren überhaupt nicht oder nur spärlich vertreten. Diese haben dagegen in großer Zahl Garnituren des nach ihnen benannten Typs geliefert, der seinerseits in Bülach nur zweimal vertreten ist (Abb. 4). Im Gegensatz zum Typ Bülach streut dieser Typ aber bereits sehr weit nach Südwesten aus. Es sei freilich nicht verschwiegen, daß wir innerhalb der einzelnen Gruppen, und zwar insbesondere innerhalb des Typs Bassecourt/Buchsiten, eine weitere zeitliche Differenzierung, die sich natürlich auch in der Verbreitungskarte niederschlagen könnte für möglich halten. Beim derzeitigen Publikationsstand muß jedoch – wie wir erfahren haben – ein solcher Versuch scheitern. Für ein Detail der alamannischen Frauentracht (durchbrochene Zierscheiben; vgl. Karte 6 S. 186)²⁰, das zeitlich weitgehend mit den C-Garnituren parallel geht, zeigt sich nämlich, daß ihre Verbreitung noch wesentlich weniger stark und weit nach Südwesten ausstreut als diese.

Die jüngeren C-Beschläge (Stufe 3 des Verfassers) erreichen in noch stärkerem Umfange den Mittellauf der Aare (Abb. 6), in dem sich auch die Belege der B/A-Typen häufen (Abb. 8), aber auch in verstärktem Maße das Westufer des Neuenburgersees, an dem weder B/A- noch D-Beschläge in nennenswerter Zahl auftreten. Dies, wie die kartographisch leider nicht illustrierte Ausbreitung der Sitte der Waffenbeigabe, spricht nun allerdings doch dafür, daß die Karten der C-Garnituren (Abb. 3–4, 6–7) bis zu einem gewissen Grade die Ausweitung des alamannischen Siedlungsgebietes und nicht nur eine Ausweitung alamannischer Trachtsitten belegen können. Hand in Hand damit läßt sich bei etwas veränderter Darstellungsweise auch der stufenweise Rückgang der B/A-Garnituren demonstrieren (Abb. 5, 8, 9). Wenn es sich freilich – wie der Verfasser betont – bei dem Prozeß der alamannischen Expansion im 7. Jahrhundert um eine friedliche Durchdringung burgundischen Gebietes gehandelt hat, dann muß nach den archäologischen Gegebenheiten doch auch mit weitgehender Übernahme der alamannischen Tracht durch die «Burgunder» gerechnet werden. Das zeigt aber dann, daß eine scharfe Abgrenzung von Stammesgebieten mit archäologischen Mitteln allein für diesen Zeitraum nicht möglich ist.

Die absolute Datierung der einzelnen Stilstufen (und folglich erst recht deren Synchronisierung mit historischen Ereignissen) steht ohnehin auf einem anderen Blatt. Erst in jüngster Zeit hat R. Christlein Datierungsvorschläge für das 7. Jahrhundert entwickelt, die sehr stark von denen des Verfassers abweichen²¹. Es würde den Rahmen unserer Buchanzeige sprengen, auf diese Datierungsprobleme hier noch

¹⁷ Hier könnte zu der Statistik (Tabelle S. 141) ergänzend darauf hingewiesen werden, daß sich bei Berücksichtigung der germanischen C-Garnituren und anderer Sonderformen die Zahl der Mischgräberfelder sogar noch um 5 erhöht und die Zahl der reinen D-Gräberfelder entsprechend reduziert.

¹⁸ Manuel d'archéologie Gallo-romaine VI, 2 (1934) 923 ff. m. Karte Abb. 340. – Freundl. Hinweis von J. Werner.

¹⁹ a. a. O. 927: «Enfin un endroit voisin de la villa, *Le Marteret*, rappelle un lieu de sépulture qui fut utilisé par les habitants du domaine du VI^e au VIII^e siècle.»

²⁰ Diese Trachtsitte hat beispielsweise auch bei den Bajuwaren Eingang gefunden.

²¹ Vgl. Christlein a. a. O. bes. 83ff.

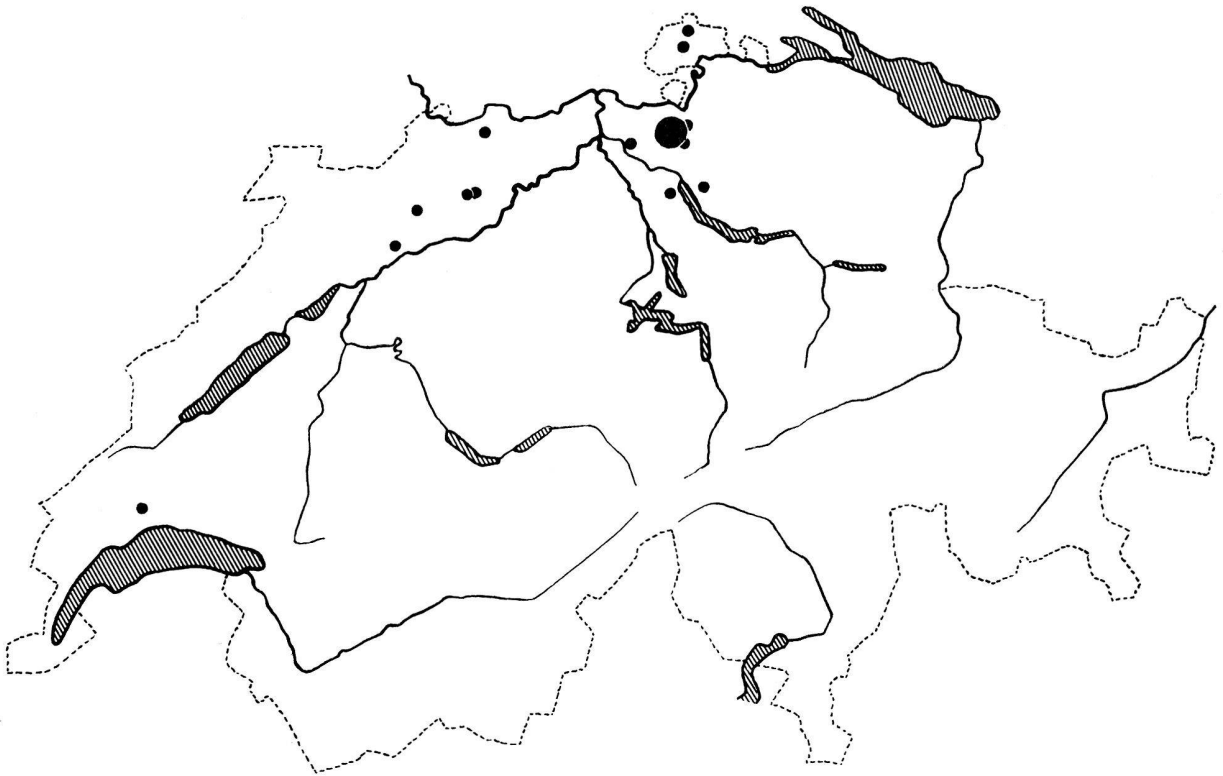


Abb. 3. Verbreitung der C-Garnituren vom Typ Bülach (R. Moosbruggers Urtyp, Stufe 1/2) in der Schweiz (nach R. Moosbrugger).
 ● 1 Exemplar, ● 5 Exemplare

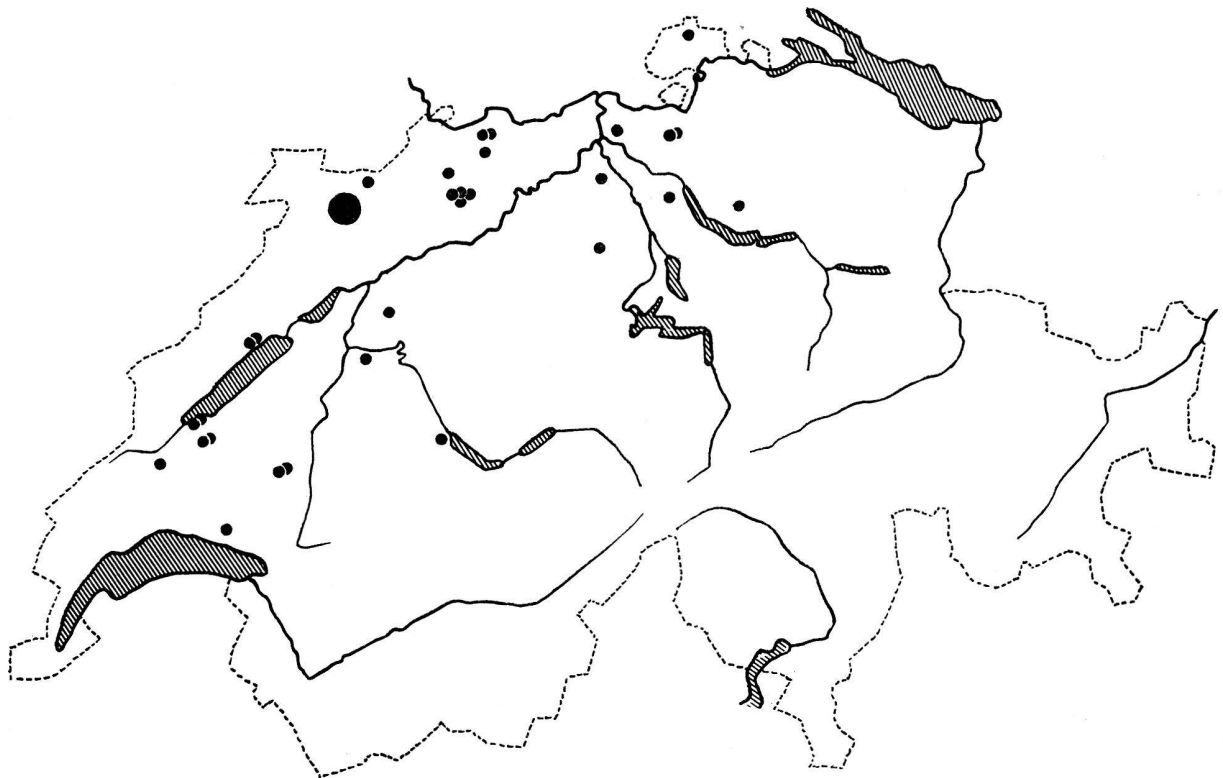


Abb. 4. Verbreitung der C-Garnituren vom Typus Bassecourt/Buchsiten (R. Moosbruggers Ableittypen, Stufe 1/2) in der Schweiz (nach R. Moosbrugger). ● 1 Exemplar, ● 5 Exemplare

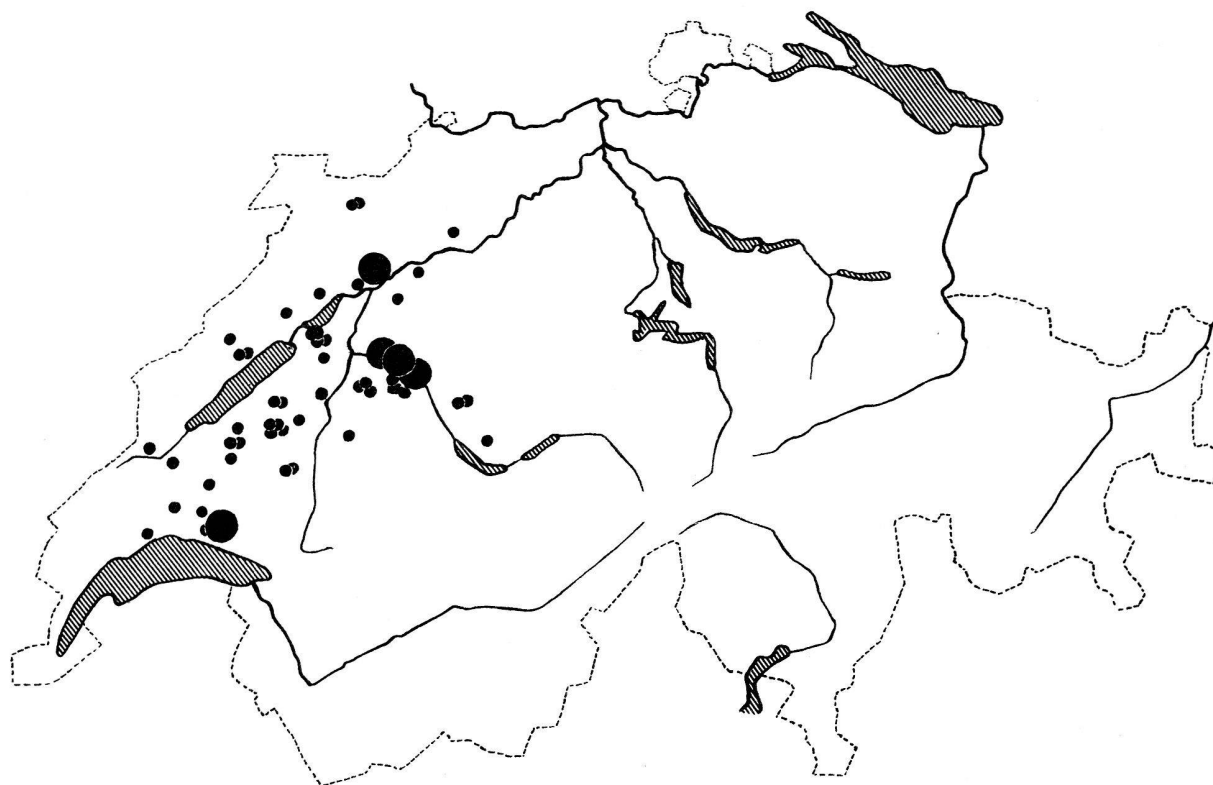


Abb. 5. Verbreitung der B-Garnituren der Zeitstufe 1/2 in der Schweiz (nach R. Moosbrugger). ● 1 Exemplar, ● 5 Exemplare

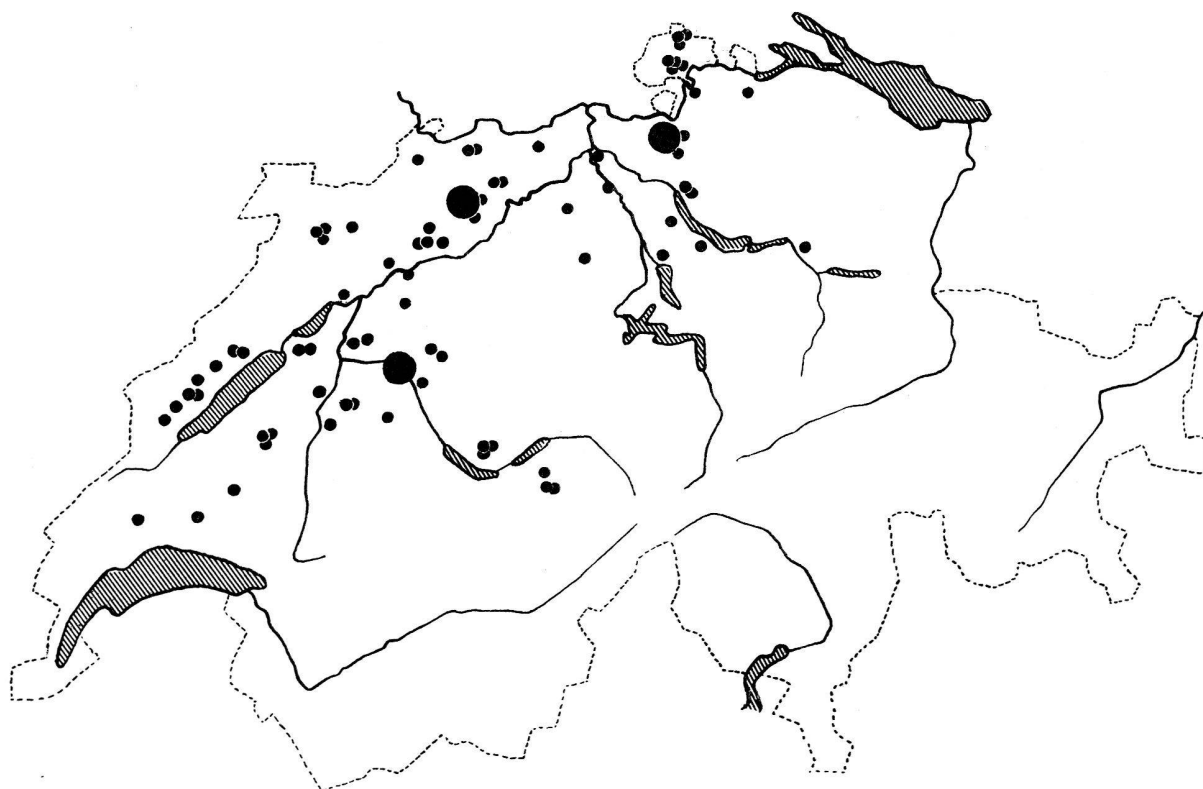


Abb. 6. Verbreitung der C-Garnituren der Zeitstufe 3 in der Schweiz (nach R. Moosbrugger). ● 1 Exemplar, ● 5 Exemplare

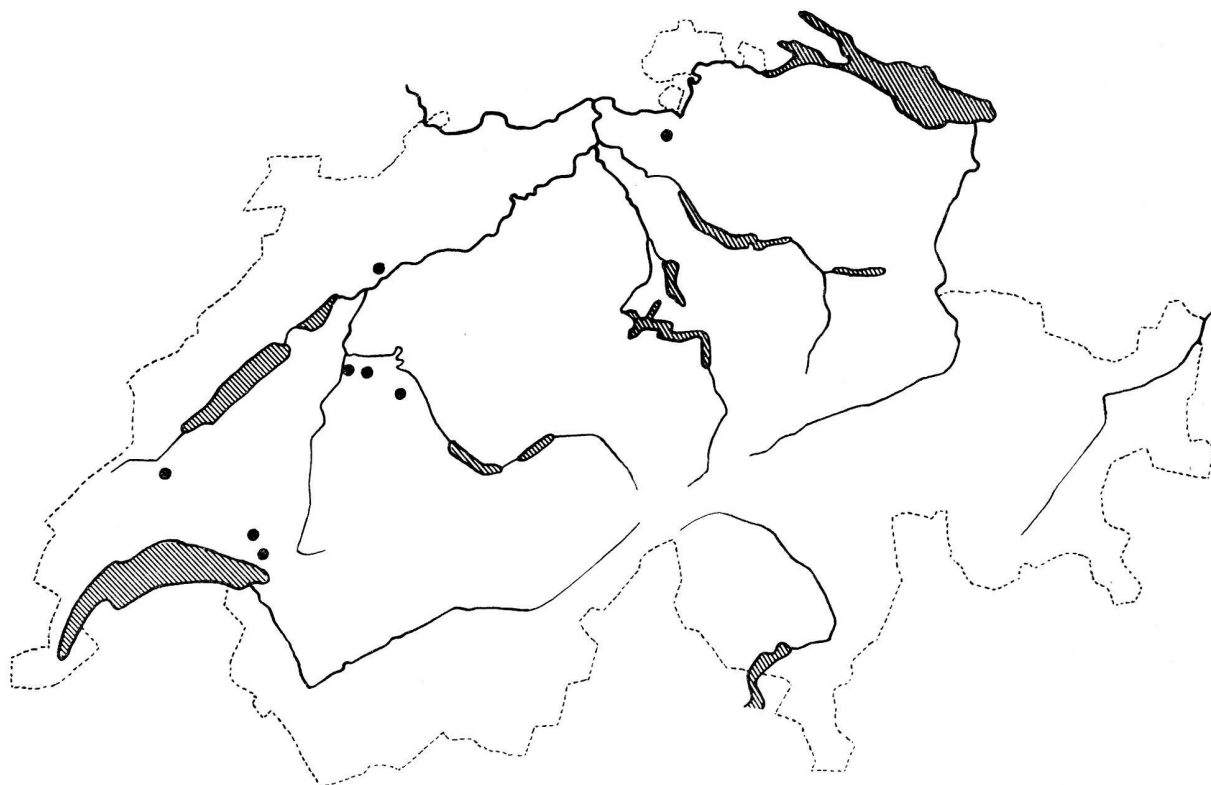


Abb. 7. Verbreitung der C Garnituren der Stufe 4 in der Schweiz (nach R. Moosbrugger). ● 1 Exemplar

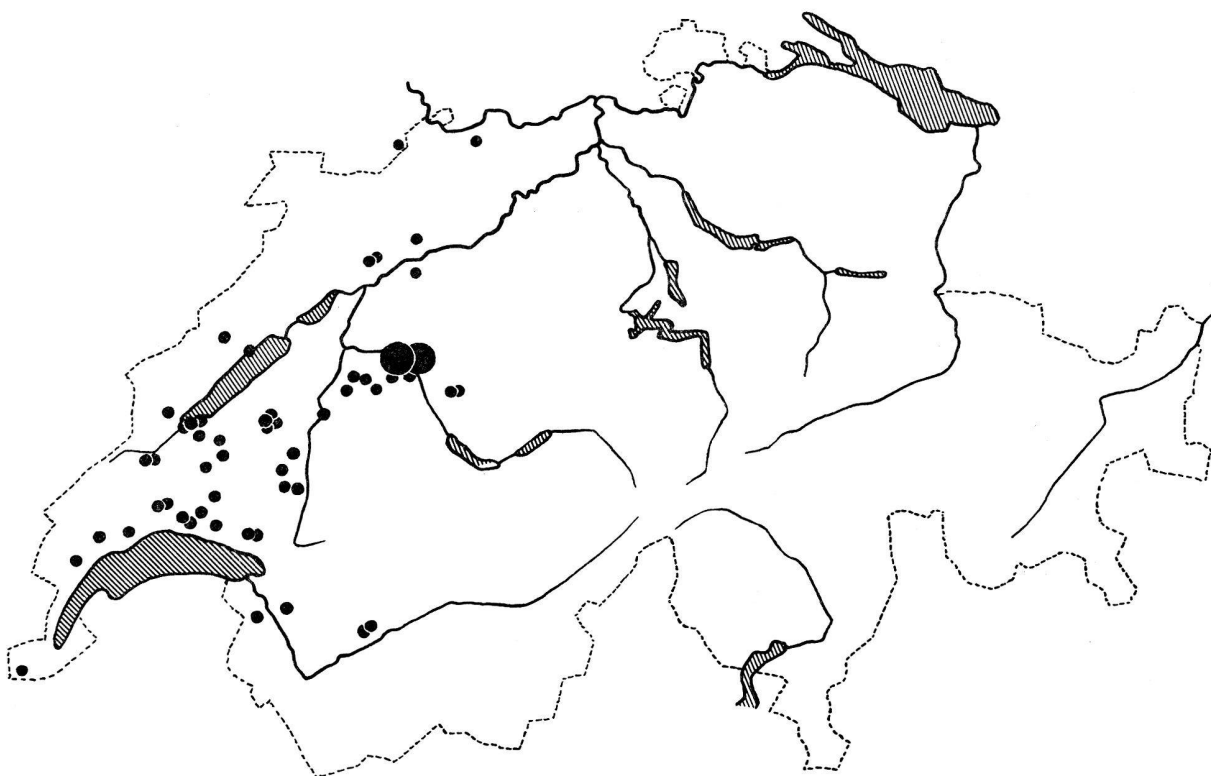


Abb. 8. Verbreitung der B- und A-Garnituren der Stufe 3 in der Schweiz (nach R. Moosbrugger). ● 1 Exemplar, ● 5 Exemplare

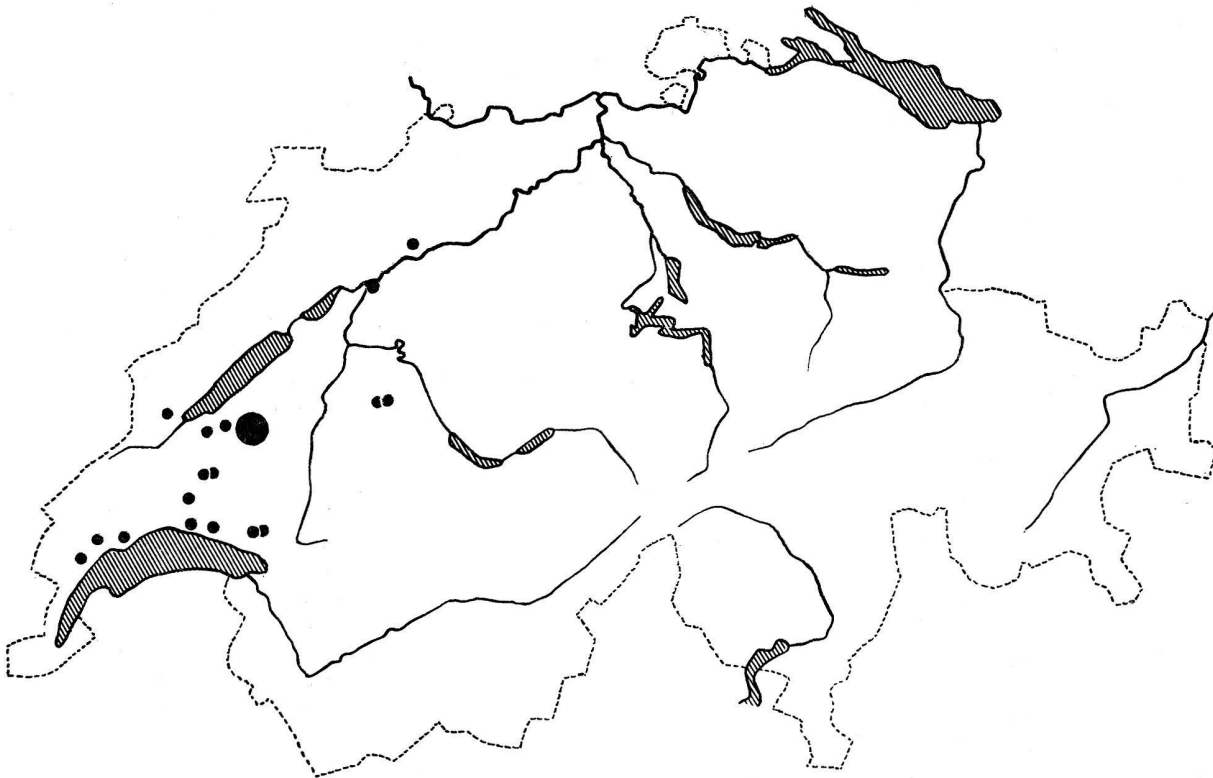


Abb. 9. Verbreitung der A-Garnituren der Stufe 4 in der Schweiz (nach R. Moosbrugger). ● 1 Exemplar, ● 5 Exemplare

einzugehen. Doch liegt es auf der Hand, daß entsprechende Verschiebungen – auch wenn sie nur teilweise berechtigt sein sollten – für die siedlungsgeschichtliche Auswertung nicht ohne Konsequenzen blieben.

Der Verfasser hat mit der katalogmäßigen Erfassung wesentlicher frühmittelalterlicher Altertümergruppen eine erstaunliche Arbeitsleistung vollbracht und mit seiner historischen Auswertung der Funde die Leitlinien der germanischen Siedlungsbewegungen auf dem Boden der heutigen Schweiz gewiß richtig aufgezeigt, mag das Bild im Detail auch noch manche Korrekturen erfahren. Das ist sehr viel, wenn man bedenkt, daß die frühmittelalterliche Archäologie der Schweiz seit langem geschwiegen hat. Es sei freilich nicht verhehlt, daß der Ertrag für die frühmittelalterliche Altertumskunde noch größer gewesen wäre, wenn die Arbeit sich engere Ziele gesteckt, die tauschierten Gürtelbeschläge der Schweiz im Sinne einer Quellenedition gesammelt, einschließlich ihrer Beifunde in Abbildungen vorgelegt und eine straffere Herausarbeitung der einzelnen Werkstätten versucht hätte. Denn erst auf einer solchen Basis ist es möglich, dem archäologischen Material historische Ergebnisse abzugewinnen, die dann für den fachkundigen Leser auch wirklich überprüfbar sind. Wir wünschen dem Verfasser und uns, daß sich bald Möglichkeiten finden, die vordringliche Aufgabe der Quellenveröffentlichungen in optimaler Form voranzutreiben, zu der vom Verfasser gewichtige Beiträge erhofft werden dürfen.

Hermann Dannheimer

Heinrich Büttner und Iso Müller, *Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum*. Benziger Verlag, Einsiedeln/Zürich/Köln 1967. 197 S., 32 Tafeln, 18 Textabbildungen, 5 Karten.

Die bekannten Historiker Heinrich Büttner und Iso Müller legen unter dem Titel «Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum» in einem Gemeinschaftswerk zwei wertvolle Studien vor über das Eindringen, das Wachsen und Werden des Christentums als geschichtliche und gesellschaftliche Institution im zentralen Alpengebiet. Die Ausführungen der Verfasser gelten vornehmlich dem Alpengebiet; sie umspannen aber einen viel weiteren Raum, indem sie auch das südliche Voralpengebiet des Tessins sowie das nördliche bis an den Jura miteinzubeziehen. Auf dem Hintergrund der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung werden die besonderen Gegebenheiten des engeren Arbeitsgebietes hervorgehoben. Beide Autoren haben sich bereits früher in mehreren Aufsätzen mit Einzelfragen intensiv beschäftigt. Das vorliegende Gemeinschaftswerk darf füglich als Zusammenfassung ihrer langjährigen Forschung gewertet werden, als Markstein und Ausgangspunkt für die künftige Forschung, die in den nächsten Jahrzehnten sich noch mehr archäologischer Erkenntnisse aus den Kirchengrabungen wird zunutze machen können.

Heinrich Büttner zeichnet zuerst prägnant den Ablauf der kirchlichen Geschichte. Er beginnt mit dem Bekanntwerden der ersten Christengemeinden am Südrande und im Innern der Alpen im Verlauf des 4. Jh. und endigt mit der Darstellung der kirchlichen Situation und Organisation im 11. Jh. Das Christentum entwickelte sich bis zur Duldung zu Beginn des 4. Jh. abseits der Öffentlichkeit, weshalb frühere Nachrichten nur sehr spärlich fließen. Erst nachdem ihm der Charakter der unerwünschten und gegen die traditionelle römische Staatsreligion gerichteten Gesellschaft genommen und ihr Anerkennung gegeben war, setzten die schriftlichen Zeug-

nisse in größerem Umfang ein und bezeugen ein bereits ausgedehntes Netz von christlichen Gemeinden unter Leitung von Bischöfen. Vom 4. Jahrhundert an wissen wir so von der Existenz christlicher Gruppen im alpinen Bereich, etwa im Raum von Como, von wo aus früh ein Ausgreifen auch in das Gebiet des Tessins erwogen werden darf. Im Wallis wird uns ein Bischof Theodor von Martigny als Teilnehmer einer Synode zu Aquileia im Jahre 381 und einer solchen zu Mailand im Jahre 392/93 überliefert. In Raetia dagegen fehlt ein schriftlicher Beleg für das 4. Jh. (nicht aber für das 5. Jh.). Es ist sehr wahrscheinlich, daß dort ebenso früh wie im Wallis christliche Gemeinden existierten. Ausgangspunkte der Christianisierung, die durchaus schon in früheren Zeiten (2./3. Jh.) ihren Ursprung haben könnte, waren Mailand sowie Lyon und Vienne im Rhonetal. Diesen Orten resp. Metropolitanbereichen blieben die alpinen Bistümer anfänglich auch zugeeilt, bis politische Veränderungen späterer Zeiten neue Ordnungen nahelegten. Der Verfasser beschränkt sich in seiner Übersicht nicht nur auf die engeren Alpenräume, sondern dehnt seine Darstellung auch auf die Randgebiete aus, so insbesondere auf das schweizerische Mittelland bis zum Bodensee, wo im Spätscheit der Antike ebenfalls frühchristliche Zentren oder archäologische Indizien hierfür nachgewiesen sind, wie etwa in Lausanne, Avenches, Solothurn, Windisch, Zurzach, Zürich, Konstanz, Arbon, Bregenz usw.

Die turbulenten Zeiten der Völkerwanderung beeinträchtigten die Entfaltung der alten christlichen Gemeinden sehr, weniger in den abseits der Ereignisse liegenden alpinen Tälern als insbesondere im offenen Mittelland. Die kirchliche Organisation spätantiker Provenienz mußte vor den alamannischen Einwanderern, die noch Heiden sind, zurückweichen. Die Verlegung der Bischofssitze von Windisch bis zum Genfersee wird in üblicher Weise als unmittelbare Folge der germanischen Landnahme gedeutet. Kleine christliche Restgruppen vermochten sich in den alten spätantiken Zentren, größere jedoch in den alpinen Räumen halten, wo im Schutze der Alpen die Bistümer im Wallis und in Graubünden die Stürme der Völkerwanderungszeit überstehen konnten. Neue Ansätze einer kirchlichen Ordnung werden erst wieder im 7. Jh. spürbar. Der Verfasser betrachtet sie weniger als Ergebnis der Missionstätigkeit von Columban und Gallus seit Beginn des 7. Jh., sondern vielmehr als Ausstrahlung wieder aktiv gewordener Gemeinden, die aus der spätantiken Zeit her noch fortbestanden. Eine bedeutende Rolle spielte für diesen Neubeginn die christliche Restgruppe in den Kastellen am Bodensee (Konstanz/Arbon). Das dürfte ebenso für die meisten anderen alten Zentren in Anspruch genommen werden, auch wenn die schriftlichen Quellen nicht so intensiv fließen, wie das für die in der Nachbarschaft von St. Gallen liegenden Orte der Fall ist.

Heinrich Büttner entwirft ein anschauliches Bild der sehr differenzierten Situation und Entwicklung der kirchlichen Institution in den Jahrhunderten bis zur Jahrtausendwende, ein Bild, das vielfach als Spiegelbild der politischen Verhältnisse und im Wechselspiel mit den hegemonialen Bestrebungen und Zielsetzungen, hauptsächlich der Alamannen sowie Franken resp. Karolinger zu verstehen ist. In der Spätantike ist ein solches Verflochtensein mit den politischen Kräften weniger, dafür um so mehr in den Auseinandersetzungen der sich neu konsolidierenden germanischen Herrschaften zu konstatieren.

Was H. Büttner zugunsten des großen Überblicks zwar auswertet, aber nur in den wesentlichen Fakten und Etappen behandelt, wird vom Disentiser Benediktinergelehrten Iso

Müller meisterhaft und ausführlich dargelegt: Die Pfarreien bis zur Jahrtausendwende. Der Verfasser befaßt sich aufgrund eingehender Quellenstudien und ins Detail führender Einzeluntersuchungen mit der Pfarrei als der Kernzelle der kirchlichen Gemeinde und Organisation. Behandelt wird die Terminologie der grundlegenden Begriffe wie Diözese, Parrochia, Ecclesia, Plebs, Capella, Basilica und Titulus, sodann Presbyter, Sacerdos, Plebanus und Curatus. Es folgen instruktive Abschnitte über die Rechtsverhältnisse, vorab über das Tauf-, Bestattungs- und Zehntrecht sowie das Eigenkirchenrecht, das im Frühmittelalter von großer Bedeutung war. Die Patrozinien lassen vielfach weitgehende Schlüsse auf die Erbauungszeit der Kirche zu, weshalb sie Iso Müller als wichtige Quelle betrachtet und dementsprechend auszuwerten versucht. Seine Darlegungen gelten insbesondere den Pfarreien des Alpenraumes und damit den Besonderheiten der alpinen Kirchgemeinde. Es ist eindrucksvoll, wie der Verfasser von den meist hochmittelalterlichen Quellen ausgehend sorgfältige Rückschlüsse auf die frühmittelalterliche Zeit zieht. Seine Arbeit ist eine treffliche Zusammenfassung der wichtigsten Belange einer Pfarrei und werden manchem Lokalhistoriker einmal klare Vorstellungen und damit grundlegende Kenntnisse für seinen Forschungsbereich geben.

In einem zweiten Teil legt Iso Müller konkrete Ergebnisse seiner Landschaftsstudien vor. Mit Hilfe unzähliger Quellen werden die ältesten Pfarreien erschlossen, werden Ausweitung und Einengung von Pfarrbereichen, Entstehung von Filialkirchen usw. nachgewiesen und verfolgt. Da die urkundlichen Verhältnisse meistens undurchsichtig sind, ist der Verfasser genötigt, die zur Verfügung stehenden Quellen zu analysieren und gegenseitig zu konfrontieren. Nicht nur den urkundlichen Tatsachen und Daten, sondern auch den rechtshistorischen und kirchengeschichtlichen Gegebenheiten sowie den archäologischen Erkenntnissen wird dabei größte Aufmerksamkeit geschenkt. Die Kapitel der Einzelstudien greifen weit über den alpinen Bereich hinaus; sie behandeln folgende Landschaften: 1. Die Täler des Tessins, 2. Das Tal der Rhone, 3. Vom Genfersee zur Orbe, 4. Das Flußgebiet der Broye, 5. Das Flußgebiet der Saane, 6. Das Gebiet am linken Aareufer, 7. Das Gebiet am rechten Aareufer, 8. Das Gebiet an den Reußufern, 9. Das linke Ufergebiet des Zürichsees, 10. Das Ufergebiet des Vierwaldstättersees, 11. Das Churer Rheintal bis zum Hirschsprung und zur Linthebene, 12. Das Gebiet zwischen Vorderrhein und Inn.

Am Schluß des Buches sind 5 Karten beigegeben, welche die Entwicklung der Bistümer sowie die Pfarreien bis ca. 1000 n. Chr. in der Nordwestschweiz, Nordostschweiz, der Südostschweiz und der Südwestschweiz festhalten. Das Literaturverzeichnis, der Anmerkungsapparat sowie die Tafelerläuterungen enthalten weitere wertvolle Angaben und Hinweise. Sehr willkommen ist das Verzeichnis der Patrozinien sowie das Orts-, Personen- und Sachregister. Der Verlag hat sich bemüht, das Werk typographisch vorzüglich zu gestalten.

Rudolf Degen

Werner Haarnagel (Hrg.), *Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet*, Band 8. August Lax, Hildesheim 1965. 162 S., 35 Abb., 31 Taf.

Dieses ist der achte Band der Schriftenreihe des im April 1938 geschaffenen Niedersächsischen Landesinstituts für Marschen- und Wurtenforschung in Wilhelmshaven. So singulär wie dieses Institut ist auch die bibliographische Anlage seiner Schriftenreihe, weil es sich bei den in zwangloser Folge erschienenen Bänden (Band 1, 1940–2, 1941–3, 1942–4, 1950–

5, 1953–6, 1957–7, 1964–8, 1965) weder um ein Periodicum im strengen Sinne noch stets um eine Sammlung von Aufsätzen zu einem bestimmten Thema handelt. Vielmehr finden hier die Forschungsergebnisse eines Institutes ihren Niederschlag, das am Vorbild von A. E. van Giffens «Biologisch-Archäologisches Institut» in Groningen orientiert ist. «Wie der Name des Institutes erkennen läßt, wurde dieses mit naturwissenschaftlichen und archäologischen Aufgaben betraut, die sich aus der Tatsache ergaben, daß im Bereich des Nordseeraumes die Geschichte des Bodens mit der seiner Bewohner untrennbar verbunden ist. Die Vorgänge in der Natur, wie das Vordringen des Meeres in den Transgressionsphasen und der Rückzug desselben in den Stillstands- und Regressionsphasen, beeinflussen unmittelbar die Handlungen des Menschen. Letztere können durch Grabungen bis in vorgeschichtliche Zeiten zurückverfolgt werden. Die Grabungen im Küstengebiet geben demnach nicht nur über die geschichtlichen Vorgänge, sondern zugleich auch über die Naturereignisse in den jeweiligen Zeitperioden Aufschluß. Von dem Institut werden also geologische, geobotanische, archäologische und siedlungsgeographische Untersuchungen gleichwertig nebeneinander betrieben. Es besitzt daher eine naturwissenschaftliche und eine archäologische Abteilung ... Zusätzlich zur archäologischen Bearbeitung des Küstengebietes kommt noch die siedlungsgeographische Erschließung dieses Gebietes ...» Mit diesen Worten umreißt der Gründer und langjährige Leiter, W. Haarnagel, in einer Rückschau zum 25. Jubiläum (1963) die Aufgabenstellung seines Institutes (Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 32, 1963, 7ff.).

Auf diesem Hintergrund ist ein Beitrag – die Jubiläumsrede – «Siedlungsarchäologie als Forschungsaufgabe» aus der Feder H. Jankubns nicht nur für dieses Institut geschrieben. Hier wird die Bedeutung des Befundes neben den Funden und die Notwendigkeit der Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen breit hervorgehoben.

Die folgende Arbeit von P. Schmid, dem langjährigen Assistenten W. Haarnagels, über die «Keramik des 1.–3. Jahrhunderts im Küstengebiet der südlichen Nordsee» schließt sich sinngemäß an die Arbeit P. Schmidts im Band 6 (1957) dieser Schriftenreihe an. Handelte es sich dabei um die Kieler Dissertation Schmidts, so finden wir hier den Kern der Dissertation des 1943 gefallenen Jürgen Erdniss, den Schmid aus dem erhaltenen Nachlaß zusammengestellt, überarbeitet und durch Grabungsergebnisse W. Haarnagels und seiner Mitarbeiter erheblich ausgebaut hat. Ein Blick auf die herangezogene Literatur informiert über den neuesten Stand der Erkenntnis. Damit sind beide Arbeiten ein notwendiges Korrelat zu der zu erwartenden umfangreichen Keramikveröffentlichung der Wurt Feddersen Wierde.

Eine von der nordwestdeutschen Universitätsgesellschaft 1957 gestellte, mit dem 1. Preis bedachte Preisaufgabe zu dem Thema «Studien zur Entwicklung des ländlichen Siedlungsbildes in den Seemarschen der ostfriesischen Westküste» von Waldemar Reinhardt zeigt paradigmatisch am Beispiel der Landschaft Krummhörn, wie man in besonders gelagerten Fällen die Entwicklungsstadien des Dorf- und Flurbildes rückwärts durch die geschichtlichen Zeiten bis an die Schwelle verfolgen kann, an der man ausschließlich die Ergebnisse der frühgeschichtlichen Archäologie zur Verfügung findet. Die einmalige Möglichkeit, auf zahlreichen verlassenen oder noch besiedelten künstlichen Wohnhügeln (Wurten) schichtweise die älteren Besiedlungsphasen (vor allem des 7.–13. Jh.) freilegen zu können, führt zu einer einmaligen Kombination kulturgeographischer, historischer, orts- und flurnamenkund-

licher und archäologischer Argumente, die wohl nicht nur für das engere Küstengebiet richtungweisend bleiben wird.

Daß auch willige, geschulte Mitarbeiter archäologischer Arbeitsgemeinschaften wichtige Unterlagen für die besonderen Fragestellungen des Marschengebietes liefern können, beweist der Beitrag von H. Oldewage, während die langjährige wissenschaftliche Mitarbeiterin des Wilhelmshavener Institutes, U. Körber-Grohne, mit einem abschließenden Beitrag über die bisherigen geobotanischen Untersuchungen für die ur- und frühgeschichtliche Siedlungsforschung in den Marschen daran erinnert, daß das naturwissenschaftliche Instrumentarium aus der Arbeit dieses Institutes, das 1967 mit Hilfe der Stiftung Volkswagenwerk weiter ausgebaut werden konnte, nicht mehr wegzudenken ist. Wolfgang Hübener

Thor Heyerdahl and Edwin N. Ferdon jr. (editors), *Archeology of Easter Island. Reports of the Norwegian Archaeological Expedition to Easter Island and the East Pacific*, Vol. 1. Monographs of American Research and the Museum of New Mexico, Number 24, Part 1, 1961. George Allen and Unwin Ltd, Londres 1962. XI, 559 p., 138 fig., 96 pl., frontispice.

Le passé de l'île de Pâques a suscité une abondante littérature, où le meilleur voisine avec le pire. Sa situation à l'extrême marge orientale du monde polynésien et à proximité de l'Amérique lui a donné un intérêt nouveau depuis que Thor Heyerdahl, renversant les termes du problème ethnohistorique, a cru pouvoir proposer de faire dériver d'Amérique du Sud la civilisation polynésienne. Non content d'administrer un semblant de preuve à sa théorie en réalisant le remarquable exploit du «Kon-Tiki», Heyerdahl a eu le mérite de chercher des arguments plus classiques et moins discutables, dans le sol même des îles les plus «critiques». C'est dans ce programme que s'inscrit la campagne de cinq mois (1955–1956) qu'il a dirigée dans l'île de Pâques, avec une équipe de spécialistes norvégiens et américains (E. N. Ferdon jr., W. Mulloy, A. Skjøl-vold et C. S. Smith). Le récit qu'il en avait fait dans un livre de large vulgarisation («Aku-Aku») avait montré le vif intérêt des résultats auxquels il était parvenu, mais avait en même temps suscité des doutes sérieux sur certains aspects de ses recherches, où il semblait aboir manqué d'esprit critique à l'égard de ses informateurs indigènes.

Le gros livre dont nous rendons compte ici constitue la première partie du rapport consacré à ces recherches, plus exactement sur les fouilles, relevés et récoltes effectués dans plusieurs sites de l'île. Il ne saurait être question, dans un périodique axé essentiellement sur l'archéologie européenne, de décrire les résultats que relatent les rapports publiés. Contentons-nous de dire que ces fouilles ont interrogé soit des centres cérémoniels mégalithiques, soit des sites d'habitation (en grottes ou construites), soit d'autres structures, soit encore les abords immédiats de certaines des grandes statues qui ont fait la gloire de l'île et les carrières d'où elles proviennent. Il nous paraît toutefois légitime de souligner l'intérêt des méthodes employées, la rigueur des fouilles, la précision des plans et des coupes. On trouvera profit, en pensant à nos mégalithes, à la lecture des pages consacrées à la tentative de reconstitution des techniques d'extraction, de transport et d'érection des grandes statues. La systématique des habitations a aussi une portée qui nous touche. Quoique moins originale la description typologique et technologique de l'outillage lithique (obsidienne, basalte et autres roches volcaniques) mérite une mention. Des analyses au C 14 ont été faites, qui donnent un premier témoignage d'occupation vers 400 ap. J.-C.

Thor Heyerdahl fait précéder les rapports archéologiques

d'une «introduction à l'île de Pâques» qui rappelle les notions connues, en y apportant sa propre manière d'interpréter l'histoire de l'île; il fournit en conclusion les éléments d'une discussion générale sur les problèmes essentiels: la chronologie absolue et stratigraphique, l'évolution des techniques de construction, l'origine des statues et les formes aberrantes des structures en maçonnerie. Edwin H. Ferdon jr., clôt cet important ouvrage par un résumé des faits mis en évidence par la recherche archéologique et discute de la signification de certains éléments naturels et culturels dans la perspective des relations avec l'Amérique du Sud.

Une abondante illustration (photographies, cartes, plans, coupes et dessins), une bibliographie et un index des noms d'auteurs, de lieux et de matières complètent ce livre où les spécialistes trouveront des thèmes de discussion, mais où les archéologues de tous horizons pourront puiser des idées.

P. S. Ceux qu'intéressent les problèmes ethnohistoriques de l'île de Pâques liront avec profit le compte rendu critique détaillé qu'un éminent spécialiste, le professeur Th. S. Barthel, a consacré à ce livre dans le vol. 65 de l'*American Anthropologist* (1965), pp. 421-425.

M.-R. Sauter

D. HILFSWISSENSCHAFTEN SCIENCES AUXILIAIRES SCIENCE AUSILIARIE

Marie-Claude Chamla, Les populations anciennes du Sahara et des régions limitrophes, étude des restes osseux humains néolithiques et protohistoriques. Préface de H. V. Vallois. Mémoires du Centre de recherches anthropologiques, préhistoriques et ethnographiques, IV, Conseil de la recherche scientifique en Algérie. Arts et Métiers graphiques, Paris 1968. 249 p., 8 pl., 68 fig., tableaux.

Le Sahara a l'avantage sur la Suisse de disposer, depuis la publication de l'ouvrage de Mme Chamla, d'un catalogue raisonné et d'une étude anthropologique des restes osseux humains néolithiques et protohistoriques trouvés sur son territoire. C'est là aussi le grand mérite du «Centre de recherches anthropologiques, préhistoriques et ethnographiques» d'Alger, qui sous la direction de G. Camps s'attache depuis longtemps à publier des inventaires bien illustrés, constituant de précieux documents de travail.

Les gisements énumérés par l'auteur se répartissent très inégalement dans la moitié sud du Sahara (la moitié nord ayant, avec le Maghreb, fait l'objet d'une publication de L. Balout en 1955); la majorité des documents néolithiques se trouvent dans la partie nord du Mali et dans la république du Niger. Les documents protohistoriques s'étalent aussi plus au nord, dans le Sahara algérien et le Fezzan.

Les restes néolithiques s'étagent sur une grande durée, puisque les deux datations obtenues avec le C14 donnent 3450 et 1380 av. J.-C., d'autres gisements sans squelette ayant donné jusqu'à 6000 ans environ. Quant aux Protohistoriques, ils doivent représenter le 1er millénaire av. J.-C. et le 1er millénaire ap. J.-C.; ils rejoignent donc le moment de l'islamisation. On comprendra alors, devant la très faible densité de documents que représentent la soixantaine de gisements à restes humains sur ce vaste espace géographique et dans cette longue période, que l'auteur insiste sur le caractère non définitif de son travail; celui-ci n'en reste pas moins utile.

Des conclusions anthropologiques auxquelles elle a abouti, relevons la présence, chez les Néolithiques sud-sahariens,

d'une nette composante négroïde, offrant deux variétés, le type fin et le type robuste. Il semble exister quelque affinité entre les non-négroïdes et les Maghrebins du type de Mechta. Il en va généralement de même pour les Protohistoriques; là les Négroïdes sont plus nombreux dans la bordure méridionale du Sahara. En examinant l'ensemble des restes osseux dans leur ordre chronologique, Mme Chamla a mis en évidence le processus de la gracilisation, qui a déjà été signalé ailleurs, par exemple en Eurasie. Ce phénomène s'accompagne d'une disparition de certains des caractères archaïques.

Ce bref résumé ne donne qu'une idée très imparfaite de l'ouvrage de l'anthropologue parisienne. Ajoutons que des photographies, des dessins très soignés de crânes, des croquis géographiques et des graphiques, ainsi qu'une précieuse annexe des mensurations individuelles en confirment la valeur.

M.-R. Sauter

Burkhard Frenzel, Die Klimaschwankungen des Eiszeitalters. Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig 1967. XII u. 291 S., 107 Abb.

Seit Beginn ihrer wissenschaftlichen Selbständigkeit hat sich die prähistorische Archäologie für Klimafragen interessiert. Gelegentlich mag dabei die Auswirkung des Klimas auf die Kulturentwicklung übertrieben dramatisiert worden sein. Dagegen ist wohl unbestreitbar, daß gerade die verschiedenen klimatischen Erscheinungen zu den wichtigsten Umweltfaktoren gehören, die Einfluß auf kulturelle Einheiten nehmen. Das gilt vor allem für jägerisch-sammlerische, aber weitgehend auch noch für die wenig differenzierten ackerbaulich-viehzüchterischen Bereiche. Selbst komplexere landwirtschaftliche und städtische Kulturen haben sich mit Klimavorgängen auseinanderzusetzen. Sie sind noch heute in der Lage, kulturelle Vorgänge zu beeinflussen und zu verändern.

Für den Prähistoriker, der seine Befunde dynamisch zu interpretieren sucht, besitzt zeitlich überblickbarer Klimawandel besondere Bedeutung. Leider stehen ihm kaum zusammenfassende Arbeiten über größere Zeitabschnitte zur Verfügung, die ihm unmittelbar die Klimaentwicklung selbst verdeutlichen. In der Regel muß er sich mit zeitlich und regional beschränkten Publikationen behelfen oder selbst versuchen, sich aus den zugänglichen rohen Befunden meist geologisch-paläontologischer Art eine eigene klimatische Interpretation zu erarbeiten. Ein Verfahren, das zwar möglich, aber nicht eben rationell ist.

Das zu besprechende neue Buch von B. Frenzel, Klimageograph und Paläobotaniker an der Universität Hohenheim, ist gut geeignet, hier Abhilfe zu bringen. Thematisch beschränkt es sich allerdings auf das eigentliche Eiszeitalter, also die geologische Abteilung des Pleistozäns innerhalb der Quartärformation. Zeitlich entspricht dies der urgeschichtlichen Stufe des Paläolithikums, die übrigens als einzige aller prähistorischen Stufen unmittelbar in den Rang einer Abteilung gehoben werden könnte, die weltweit chronologisch mit einer geologischen Abteilung identisch sein würde. Wobei selbstverständlich zu bedenken wäre, daß der Stufen- oder allenfalls Abteilungsbegriff «Paläolithikum» keineswegs mit dem technisch-wirtschaftlich bestimmten Jägertum ganz oder teilweise gleichzusetzen wäre. Allenfalls ließe sich sagen, daß das Paläolithikum vollständig jägerisch-sammlerisch war.

Thematisch und im Aufbau ähnelt der inhaltreiche Band Zeuners «Dating the Past» und Butzers «Environment and Archaeology» stark, übertrifft sie aber zugleich beide in Form und Umfang der Darstellung trotz äußerlich geringerer Seitenzahl zugleich erheblich. In diesem Zusammenhang ist es

nicht uninteressant, darauf hinzuweisen, daß alle drei Autoren aus der gleichen deutschsprachigen Forschungstradition stammen. K. Butzer ist zudem ebenso wie unser Autor ein Schüler von C. Troll, dem wohl fruchtbarsten Klimageographen der älteren Generation.

Es würde zu weit führen, hier auf die Details der «Klimaschwankungen» einzugehen. Eine kurze Inhaltsübersicht möge genügen: Den Anfang macht eine Darstellung der Methoden zur Ermittlung des Vorzeitklimas. Vorzeit wird hier durchaus prähistorisch gemeint, wobei allerdings die «Prähistorie» für den Klimatologen schon vor 300 Jahren beginnt, da erst dann die wissenschaftliche – also historische – Klimaregistrierung einsetzt. Also eine für den Prähistoriker recht tröstliche Tatsache. Sehr eingehend und informativ werden dabei zunächst die Hilfsmittel zur relativen und absoluten Datierung besprochen. Anschließend diskutiert der Autor ebenfalls sehr ausführlich die Methoden zur qualitativen und quantitativen Ermittlung des Vorzeitklimas (Karbonatverfahren, Sediment- und Bodeninterpretation, Dendroklimatologie, floristische Klimageographie, Vegetationsgeschichtskonstruktion). Weitere Hauptabschnitte sind der geologisch-stratigraphischen Gliederung des Eiszeitalters und dem Problem der Synchronisierung der Klimaschwankungen gewidmet. Der umfangreichste Abschnitt ist der Besprechung der einzelnen nachweisbaren Klimaschwankungen vorbehalten, und zwar vom Ende des Tertiärs bis hinauf zur Weichsel-(Würm-)Kaltzeit. Danach wendet sich der Verfasser den allgemeinen Klimatendenzen des Eiszeitalters zu. Dabei stellt sich etwa heraus, daß in Europa die aufeinanderfolgenden Kaltzeiten deutlich immer kälter geworden sind. Das gilt aber nicht so ausgeprägt für die einander folgenden Warmzeiten. Demgegenüber haben die Niederschläge ganz generell abgenommen. Das bedeutet, daß die Kontinentalität Europas in klimatischem Sinne ausgeprägter geworden ist. Eine Erscheinung, die ohne weiteres auf gebirgsbildende Vorgänge zurückzuführen ist. Neben diesen deutlichen regionalen Tendenzen laufen mehr oder weniger unabhängig die kaum nur aus irdischen Faktoren erkläraren zyklischen Schwankungen, die auch kulturell-prähistorisch von erheblicher stratigraphischer Bedeutung sind. In einem weiteren Kapitel wird das schwierige Verhältnis zwischen Kaltzeiten und Pluvialen behandelt. Das letzte Kapitel ist schließlich der heute schon recht gut bekannten Klimageschichte der letzten Kaltzeit auf der Nordhalbkugel der Erde gewidmet. In einer kurzen Schlußbetrachtung werden die 10 wichtigsten Ergebnisse zusammengefaßt. Danach darf es etwa als sicher gelten, daß die Klimaänderungen die gesamte Erde betroffen haben. Unklar bleibt dagegen noch immer, ob die atmosphärische Zirkulation während der Kaltphasen verstärkt gewesen ist.

Alles in allem eine äußerst vielseitige und anregende Publikation. Sie ist durchaus geeignet, so manches der gängigen quartärgeologischen Handbücher zu ergänzen oder sogar zu ersetzen. Vor allem basiert sie auf dem neuesten Stand der Forschung und berücksichtigt in ganz besonderem Maße die Vegetationsgeschichte. Zugleich ist sie preiswert genug, um sie allen an Vorzeitproblemen interessierten Studenten und einem weiteren Publikum als durchaus sinnvollen Kauf zu empfehlen. Wünschenswert wäre nur, daß der hier besprochene Band eine Ergänzung durch eine gleichartige Bearbeitung «der Klimaschwankungen der Nacheiszeit» erfährt. Damit würde dann die Lücke bis 1670 geschlossen, wo die regelmäßige Instrumentenbeobachtung des europäischen Klimas beginnt, die v. Rudloff in einem Buch des gleichen Verlages behandelt hat.

H. Müller-Beck

Bruno Mühlethaler, Kleines Handbuch der Konservierungstechnik. Eine Anleitung zur Aufbewahrung und Pflege von Kulturgut für Sammler und Konservatoren von Museen. Hochwächter-Bücherei Bd. 63. Verlag Paul Haupt, Bern/Stuttgart 1967. 137 S.

Das vorliegende Büchlein ist hervorgegangen aus den Erfahrungen, die der Autor in seiner täglichen Arbeit als Leiter des Laboratoriums für Konservierungsforschung am Schweizerischen Landesmuseum und in der Zusammenarbeit mit den Konservierungstechnikern des Landesmuseums und anderer Museen im In- und Ausland gewinnen konnte. Es ist bestimmt für die Betreuer der Heimatmuseen, die weder über die Ausbildung, noch die Erfahrung, noch den Zugang zur ausgedehnten Konservierungsliteratur verfügen wie der Museumstechniker am großen Museum. Es möchte ihnen die allernotwendigsten Kenntnisse über die Eigenschaften und das Verhalten gealterter Stoffe, über den Einfluß der Umgebungsfaktoren, Licht und Feuchtigkeit, über das Zusammenwirken und das Gewicht dieser Faktoren vermitteln und ihnen bewußt machen, welche Maßnahmen sie treffen können und müssen, um den Bestand ihrer Sammlungen zu sichern.

Dann möchte es auch dem Sammler Aufschlüsse über die Behandlung und Aufbewahrung seines Sammelgutes geben. In der Regel wird zwar gerade dieser, weil er ein beschränktes Sammlungsgebiet hat, sich tiefer in die betreffende Literatur einarbeiten und seine Objekte differenzierter behandeln können, als hier im Einzelnen angegeben ist. Am Ende der einzelnen Sachkapitel wird jeweils auf nützliche Fachbücher hingewiesen.

Seit Physik, Chemie und Biologie auch zu Hilfswissenschaften der Konservierungsarbeit geworden sind, bringt jeder Tag neue Erkenntnisse über die Alterungsvorgänge an Museumsobjekten und über die Wirkungen der angewendeten Konservierungsmittel; es werden darüber systematische Untersuchungen angestellt und neue Ergebnisse laufend veröffentlicht. Der hauptberufliche Konservierungsfachmann macht sich diese Ergebnisse zunutze; er verfügt aber darüber hinaus über eine unschätzbare Erfahrung aus dem täglichen Umgang mit Sammlungsgegenständen verschiedenster Art, über das Gefühl für das Verhalten der Materialien, über eine Beobachtungs- und Erfindungsgabe und dazu über Methoden und Hilfsmittel, die über die hier beschriebenen weit hinausgehen und ihm erlauben, die meisten der vorkommenden und immer wieder anders liegenden Konservierungsprobleme zu lösen.

Der nebenberufliche Betreuer einer Sammlung kann selbstverständlich nicht aus allen diesen Quellen schöpfen, aber von den in seiner Reichweite gelegenen Möglichkeiten sollte er Gebrauch machen. Die hier vorgeschlagenen Maßnahmen beschränken sich auf die einfachsten, billigsten und praktisch durchführbaren; aber sie bedeuten in der Regel das Minimum dessen, was zur präventiven Konservierung vorgekehrt werden muß. (Aus der Einleitung.)

Inhalt: Das Altern der Stoffe – Klima – Licht und Beleuchtung – Reinigung und Konservierung (Stein, Mineralien, Fossilien, Subfossile Knochen und Zähne, Glas und Keramik, Gold, Silber, Kupfer und seine Legierungen, Münzen und Medaillen, Eisen, Zinn, Blei, Zink, Aluminium, Elfenbein, Bein, Horn, Schildpatt, Perlmutter, Holz, Naßholzfunde, Leder, Pergament, Textilien, Papier, zoologische Objekte, Siegelstempel, Wachssiegel, Abgüsse und Abgußmassen) – Anhang: Bezugsquellen der erwähnten Chemikalien. R.